

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hefte 23, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. December 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Muth, zu lügen.

Novelle von Fedor von Zobeltih.

Engeström wußte sich späterhin noch alle Einzelheiten jenes Abends in das Gedächtniß zurückzurufen.

Es war an einem Donnerstage, dem Jour fixe der Familie Deeken. Abseits von der ziemlich zahlreich erschienenen Gesellschaft hatte eine kleine Gruppe von Damen und Herren in einem der Nebenzimmer es sich behaglich zu machen gesucht.

Es saß sich hier, in dem lauschigen runden Gemach, mit seinen warmen Farbentönen und seinen bequemen Polstern, in der That ungleich gemüthlicher als in dem großen Salon, der im vorigen Jahre auf Wunsch der Generalin neu eingerichtet worden war, und durch den, trotz seines Rococo-Stils, noch heute die fröstelnde Kühle des „Neuen“ ging. Man wagte es gar nicht so recht, sich auf den hell lackirten, mit Gold ausgelegten und ungemein zierlich gebauten Stühlen niederzulassen, weil

man sich der Befürchtung nicht ent schlagen konnte, mit diesen winzigen Dingerchen zusammenzubrechen, und man empfand es fast störend, in der Hülle des Spiegelglases die eigene Person in soundsovielfacher Copirung bewundern zu müssen. Die Generalin, deren äußere Persönlichkeit in der Figur und im Sichgeben, wie auch in dem schmalen, rothigen, von schneeweißem Haar umrahmten Gesicht selbst wie eine Dame vom Hofe Sr. allerchristlichsten Majestät Ludwigs XV. aussah, hatte eine Passion für das Rococo, und dieser Passion hatte ihr Gatte bei der Neu-Einrichtung ihres Salons nachgeben müssen: Er that es lächelnd; er konnte es.

Die Intimeren des Hauses pflegten sich sehr bald mit der Theetasse in der Hand in jenes lauschige Cabinetchen zurückzuziehen, das Herr von Kriewel den „Liebeshof“ getauft hatte, weil hier gewöhnlich Lia Deeken den engeren Kreis ihrer Verehrer um sich zu scharen wußte.

Auch heute war es so. Es fehlte keiner. Da saßen sie neben einander, Mann an Mann, auf niedrigen, in Form eines Bogens aufgestellten Sesseln, dessen Mitte ein Bouquet junger Mädchen, mit Fräulein Lia als Rose,

einnahm. Es fehlte wirklich keiner, — weder Herr von Kriewel, im blauen, silbergestickten Koller der Kaiserin-Kürassiere, noch der kleine Berchend, in seiner scharlachrothen Husaren-Uniform, noch Prinz Salem von der Garde-Artillerie, noch die Herren vom Civil: der weltweise, philosophisch angehauchte Kammerherr von Froeben, der stets still vergnügte Legationsrath Graf Trusen, mit seinem runden Kindergeßicht, den man den „Legations-Sängling“ nannte, weil er gar zu babyhaft aussah, und der lange Engeström, Assessor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ein Mensch, der neben seinen Berufsgeschäften noch Zeit fand, lange Epen zu dichten, „ein tüchtiger Kerl, aber ein phantastischer Kopf,“ wie der General von Deeken behauptete, als dessen besonderer Protégé Engeström galt.

Lia Deeken saß in anmüthiger Haltung auf einem Polsterstuhl und hatte den rechten Arm auf das neben ihr stehende Kleeblatt-Tischchen gestützt, dessen mit dunkelblau überzogene Platte mit einer Anzahl Bücher bedeckt war. Die junge Dame war eine sehr anziehende Erscheinung, mehr pikant als hübsch, zierlich gewachsen, brünett, mit goldig schimmerndem Teint, einem etwas



Heimkehr. Nach dem Gemälde von L. Paulmann.

leben Profil und sehr schönen, ausdrucksvollen Augen von leuchtendstem Schwarz.

Nicht neben ihr saß ihre Herzensfreundin, „ihre Adjutant“, eine volle Blondine, Käthe von Rosen, und auf der anderen Seite Miß Neppens, eine niedliche Schottin mit Goldhaar und frischem Soubretten-Gesicht, das sich alljährig zur Maienzeit mit Sommerprossen zu bedecken begann, was viel weniger unschön aussah, als Miß Neppens sich einbildete. Zwei Offizierstöchter vervollständigten den weiblichen Rath des „Liebeshofes“, — die eine, Fräulein von Bergheim, ein schmales, puppenhaftes Figürchen („wie hingehaucht“ meinte Herr von Kriewel), die andere, Comtesse Olden, eine stolze Erscheinung, mit hochmüthig geschürzten rothen Lippen, einem vornehmen Profil und gemessenen Bewegungen, — ganz Vollblut.

Im „Liebeshofe“ bevorzugte man geistreiche Gespräche, — was man so geistreich nennt. Man plauderte gern von Literatur und Kunst und fällt sehr gewichtige Urtheile über Goethe, Wildenbruch, Heinrich von Kleist und Sudermann.

Heute war Ibsen an der Reihe. Fräulein von Deeken hatte am Abend vorher das neueste Schauspiel des nordischen Dichters gesehen und sprach sich in ihrer temperamentvollen Art sehr lebhaft zu Gunsten Ibsen's aus. Das Gebiet der Unterhaltung erweiterte sich schnell; es wurde mancherlei und zuweilen nichts Uebles über die ganze Richtung und Tendenz der Norweger Schule, ihren „Wahrheitsdrang“ und „Wirklichkeitsinn“ gesagt, und schließlich warf eine der jungen Damen die Frage auf:

„Gehört denn wirklich ein so unglaublicher Muth dazu, immer und immer wieder die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen?“

„Muth nicht, nur diplomatisches Geschick,“ meinte Graf Trusen mit seinem freundlichsten Lächeln. „Man kann die größten Wahrheiten sagen, ohne zu verletzen, wenn man sie in eine Bonbonniere von Phrasen einwickelt.“

„Was ist Wahrheit?“ fügte Herr von Froeben mit der weisen Miene des römischen Landpflegers zu Juda ein. „Die Nothwendigkeit, das unumwunden auszusprechen, was die eigene Brust als wahrhaftig empfindet? Die innere Ueberzeugung, unbekümmert um die langen Gesichter der Mitmenschen, mit Rosanenstößen aller Welt zu verkünden? — Ist das Wahrheit?“

„Das ist verrückt,“ bemerkte Herr von Kriewel trocken, und Lia Deeken setzte lebhaft hinzu:

„Nein, das wäre Geschwätzigkeit, — nichts weiter! Und dazu gehört kein Muth! Aber die nackte und nüchterne Wahrheit zu sagen, wenn man sie um alles in der Welt willen gern verheimlichen möchte, — dazu gehört Courage!“

„Dieselbe Courage, die zu einer Lüge gehören kann, wenn man gern die Wahrheit sagen möchte und durch die Macht der Umstände zu einer Unwahrheit gezwungen wird,“ warf die Comtesse Olden ein; Fräulein von Bergheim aber entgegnete, das seine Näschen rümpfend:

„Jede Lüge ist eine moralische Feigheit.“

„Oho, gnädiges Fräulein!“ — Herr von Engeström richtete seine lange Gestalt ungeschickt im Sessel empor, und über sein etwas blaßes, kluges Gesicht flog eine leichte Röthe. „Pardon, wenn ich opponiere! — Sie haben den Widerspruch in mir gereizt, Fräulein von Bergheim. Was Sie sagten, trifft doch nur bedingt zu. Meiner Ansicht nach giebt es auch Unwahrheiten, — das Wort Lüge möchte ich in diesem Sinne absichtlich vermeiden, — die auszusprechen unter Umständen eine sittliche That sein kann. Ich meine, die gnädigste Comtesse ist im Recht.“

„Dann könnte man schließlich jede sogenannte Nothlüge als moralisch bezeichnen,“ bemerkte Fräulein von Bergheim spitz, „denn einer Nothlüge läßt sich leicht ein sittliches Mäntelchen umhängen.“

„Ganz gewiß,“ stimmte Herr von Berghend bei; „jede Nothlüge ist eine Folge des Selbsterhaltungstriebes.“

„Aber dieser Selbsterhaltungstrieb dient gemeinhin nur zur Verdeckung der Selbstsucht,“ fiel der Kammerherr von Froeben dem Rittmeister ins Wort, „und Egoismus in jeder Form widerspricht dem Sinne des Guten.“

„Sagt schon Sokrates, haben Sie vergessen hinzuzufügen,“ lachte Prinz Salem, der sich inzwischen die Zeit damit vertrieb, eine Maus aus seinem Taschentuche zu formen.

Engeström lachte mit; dann wurde er plötzlich ernsthaft.

„Scherz bei Seite,“ sagte er, „ich bin in der That der Ansicht, daß auch der Muth zur Lüge zu Zeiten nicht zu unterschätzen ist. Ich will Ihnen ein Beispiel anführen: Ich habe eine alte Dame aus guter Familie gekannt, die durch unglückliche Schicksalsschläge ihr Ver-

mögen verlor und infolge einer langwierigen Krankheit auf beiden Augen erblindete. Sie besaß eine Tochter, die diese blinde Mutter, eine andere Antigone, mit rührender Liebe pflegte, für sie darbot und sich in hartem Nadeldienste die Hände wund arbeitete. Der sehnlichste Wunsch ihrer Mutter war dahin gegangen, das reiche Maltalent ihrer Tochter auszubilden zu lassen. Die Tochter hatte es versucht, aber die vorhandenen Mittel genühten nicht; sie war gezwungen, Palette und Pinsel mit Nadel und Leinwand zu vertauschen. Doch davon wußte die alte blinde Frau nichts. Wenn ihre Tochter fortging, um in der Werkstatt einer Modeschneiderin ihr Brod zu verdienen, glaubte die Greisin, sie arbeite in ihrem Atelier, und wenn sie ihren Monatsverdienst heimbrachte, und die Mutter sie fragte, ob sie Glück gehabt und wieder ein Aquarell oder ein Delbild verkauft habe, dann lag sie mit thränendem Auge und sagte: Ja, Mutter, so ist es! — Denn sie wußte: erfuhr die blinde Frau nur etwas von dem Jammer ihrer Existenz, dann war auch der letzte Rest von Sonnenschein aus dem Leben der Greisin gelöscht. Sie lag aus Liebe zur Mutter. War das eine moralische Feigheit —?“

„Rührend!“ sagte Prinz Salem und ließ sein zu einem Mäuschen geformtes Taschentuch dem Kammerherrn in den Schoß springen.

Fräulein von Deeken räusperte sich leise; man sah es an ihrer Miene, daß sie etwas antworten wollte. Aber sie kam nicht dazu. Ein Diener trat ein und meldete: Excellenz ließen sagen, daß das Souper servirt sei. —

Engeström saß in seinem Bureau in der Wilhelmstraße vor einem mächtigen Schreibtische und arbeitete. Man hörte das leise Geräusch der über das Papier eilenden Feder.

Die rechts seitwärts in das Nebenzimmer führende Thür wurde vorsichtig geöffnet, und das freundliche Gesicht des Grafen Trusen lugte in das Gemach. Mit unhörbaren Schritten schlich sich der kleine Legationsrath näher, bis er dicht hinter Herrn von Engeström stand und diesem über die Schulter schauen konnte.

„n Morgen!“ sagte er dann laut, „entschuldigen Sie, Maestro, ich hoffe, Sie dichtet!“

Der Angeredete, der zuerst leicht zusammengebeugt war, wandte sich nunmehr lächelnd um.

„Sie werden mir im Verfolge Ihrer Heimlichkeiten noch einmal einen Schlaganfall zuziehen, und dann können Sie mich auf Ihre Kosten begraben lassen, denn ich hinterlasse nichts,“ meinte er gutmüthig und legte die Feder bei Seite.

„Seien Sie nicht böse, hoher Herr, mich trieb nur Wissensdurst zu Ihnen! Ich habe mein Lebtag noch nicht dichten gesehen.“

„Und hoffen, ich würde meine Amtsstunden zu derlei brodlosen Künsten benützen! Welche Verworfenheit des Gedankens! Bitte, überzeugen Sie Sich: ich quäle mich im Schweiß meines Angesichts mit den langweiligen Chicanen des Madrider Consulats ab! Das Dichten geht mir leichter von der Hand.“

„Dichten Sie mir 'mal etwas vor!“ bat Trusen. „Ein andermal, liebenswürdigster Conte,“ lachte Engeström, „heut' schmerzt mich der Kopf ein wenig, und da wollen die Reime nicht kommen.“

„Vater?“ fragte Graf Trusen und kroch auf einen mit Akten beladenen Seitentisch, von dessen Höhe er die kurzen Beinchen schaukelnd herabhängen ließ.

Engeström verstand nicht gleich.

„Ich meine, ob Sie gestern unsolide waren,“ erläuterte Trusen, „— von wegen der Kopfschmerzen?“

„I, Gott bewahre!“ gab der andere zurück, „ich war in Familie.“

„Bei Deekens?“

„Nawohl, bei Deekens, Sie neugieriger Grafensprosse!“

„Um!“ — Der „Legations-Säugling“ schnitzte mit seinem Federmesser an einem auf dem Tische liegenden Lineal herum. — „Sagen Sie 'mal, Colleague,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „wie gefällt Ihnen eigentlich Fräulein Lia von Deeken —?“

Engeström neigte sich tief über das vor ihm ausgebreitete Papier und griff wieder zur Feder. „Was fragen Sie da erst!“ entgegnete er abweisend. „Sie ist ebenso gut wie edel, wie klug, — meinem Geschmack nach auch schön.“

„Hosiannah! Wieder einer! Ich möchte nur wissen, wie dieses Mädchen es fertig bringt, aller Welt die Köpfe zu verdrehen! Sie ist allerdings auch reich, wie man sagt. — Haben Sie schon etwas davon gehört, daß der Rittmeister von Kriewel lebhaft nach ihrer Hand begehrt und — Gegenliebe finden soll?“

„Ich küm'm're mich um dergleichen Klatsch nicht!“ — und Engeström zog unmutig die Brauen zusammen.

„Klatsch nennen Sie das?! — Oho! Na, na!“ Graf Trusen piffte durch die Zähne. „Ich kann Ihnen sagen, Kriewel ist wie toll hinter der Kleinen her! Aber wahr es nur das! Auch Lia Deeken ist bis weit über ihre niedlichen Ohren in den stattlichen Rittmeister verliebt! Lehren Sie mich die Menschen kennen! — Ich bin ein scharfer Beobachter, bester Assessor, und habe zwei helle Augen im Kopfe! Merken Sie denn bei Ihren häufigen Besuchen im Deeken'schen Hause den geheimnißvollen, intimen Verkehr zwischen den beiden nicht? Das Blidewerfen herüber und hinüber, die hundert Anspielungen im Laufe der anscheinend ganz harmlosen Conversation? — Sind Sie denn völlig mit Blindheit geschlagen?!“

Herr von Engeström schob mit rascher Bewegung den Stuhl von sich und stand auf.

„Sie pflegen immer etwas mehr als andere Leute zu sehen,“ erwiderte er kurz, „— nehmen Sie mir diese Bemerkung nicht übel, Graf Trusen!“

Und er griff nach Paletot und Hut.

Engeström's Wohnung, — das behaglich eingerichtete Quartier eines die Häuslichkeit liebenden Junggesellen, — lag nicht weit von dem Ministerium entfernt, in einer stillen, vornehmen Straße. Zwei alte Leute, die er von dem Gute seines Vaters übernommen, führten ihm die Wirthschaft; der Mann, der Ajaz hieß und von Engeström's Freunden nie anders als „Ajaz“ genannt wurde, fungirte gleichzeitig als Diener.

Als der Assessor nach Hause kam, rief er Ajaz zu, er sei für unbekannte Besucher nicht zu sprechen, und riegelte sich sodann in seinem Arbeitszimmer ein.

Hier schritt er zum Schreibtisch, öffnete ein Geheimfach desselben und entnahm diesem eine Photographie in einfach gehaltenem silbernen Rahmen. Das Bild stellte Lia Deeken dar. Engeström hatte es nicht zum Geschenk erhalten, sondern durch die Vermittlungsgebühren eines guten Trinkgelds von einem Angestellten des Photographen, bei dem es ausgeführt worden war, heimlich an sich gebracht.

Er vermeinte, nicht leben zu können, wenn er die, die er mit tiefster Inbrunst, mit allen Fibern seines Seins liebte, nicht täglich, — wenn auch nur im Bilde, — vor sich sehen konnte.

Engeström war eine Sonderlingsnatur, das heißt er galt als eine solche, weil er nicht wie die andern war. Er war ein Dichter, und zwar, wie die berufsmäßige Kritik behauptete, ein recht tüchtiger, — das war schon merkwürdig genug bei einem Assessor im Auswärtigen Amte. Er besaß zudem keinerlei sogenannte Passionen, er rauchte nicht, hatte keine sportlichen Neigungen und keine Liebschaften und war in materieller Beziehung so mäßig wie ein Lacedämonier. Man hielt ihn demzufolge für geizig. Er war ferner eine Art Einsiedler, der dem geselligen Leben, wie man es zu führen pflegt, wenig Geschmack abgewinnen konnte; sein Umgangskreis war ein sehr beschränkter, — nur im Deeken'schen Hause sah man ihn häufig.

Excellenz von Deeken protegirte ihn, — das war offenkundig. Warum, wußte man nicht recht. Engeström selbst sprach sich darüber nicht aus, und so behaupteten denn die einen, der alte Deeken und der alte Engeström seien ehemals intime Freunde gewesen, und die andern, Frau von Deeken und die Mutter Engeström's seien in demselben Pensionat erzogen worden. Jemand eine begreifbare Ursache mußte doch der Vorliebe des Generals für den langweiligen Assessor zugrunde liegen! Denn der Assessor galt allgemein als ein gesellschaftlich „herzlich langweiliger Mensch“, dem man seine geistige Bedeutung nicht anmerkte. Er hatte gar kein Unterhaltungstalent, pflegte wenig zu sprechen, und wenn er tanzte, so sah es aus, als genirten ihn seine langen Gliedmaßen.

Er war sonst nicht häßlich. Im Gegentheil, — trotz seiner auffallenden Länge besaß er in seiner Figur und seinen Bewegungen eine gewisse ungewohnte Eleganz. Das hagere, stets glatt rasirte Gesicht konnte bisweilen einen asketischen Ausdruck annehmen, der fremdartig berührte, war aber fein und vornehm geschnitten, und in den braunen Augen lag geistige Durchleuchtung und dann und wann freilich auch ein schwermüthiges Aufglänzen, das zu dem Ausdruck herber Askese paßte.

Engeström nahm das Bild Lia's und stellte es vor sich auf den Schreibtisch. Dann geschah etwas Seltsames und dennoch durchaus seiner Wesenheit Homogenes. Er kniete vor dem Bilde nieder, faltete die Hände und flüsterte leise und mit zuckender Lippe, während seine Augen sich vergrößerten und glänzender wurden, und ein leichtes Roth in seine Wangen trat:

„Via! — Via! — Via! — O, wie ich Dich liebe! Wie liebe ich Dich! Dich allein — Dich einzig allein! Fühlst Du es nicht, Via?! Ahnst Du es nicht? Spürst Du es nicht an meinen Blicken? Sagt es Dein Herz Dir nicht? Du liebe, Du einzige, o, Du süße...“

Er erschöpfte sich in hundert Schmeichelworten, hundert Beteuerungen seiner Leidenschaft. Und er dachte dies alles nicht nur, sondern sprach es in abgebrochenen Sätzen und flüsternden Tönen vor sich hin. Es lag etwas Pathologisches in diesem Cultus der Liebe, und doch war Engeström, — trotz seines Hanges zum Schwärmerischen, — ein durchaus klarer, scharf und logisch denkender Kopf.

Seine Leidenschaft für Via Deeken war zu lichter Flamme entfacht, seit die Eifersucht dazu getreten, seit er zu spüren vermeinte, daß sie andere ihm vorzog. Sie kannten sich beide seit Jahren, und stets hatte eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihnen obgewaltet. In der That schätzte Via Engeström sehr hoch, — aber sie würde gelächelt haben, hätte jemand ihr sagen wollen, Engeström liebe sie. Er wußte das, — und deshalb verschloß er sein süßes, schmerzreiches Geheimniß tief in der Brust, und nur, wenn er allein war, ganz allein und ganz unbeobachtet, dann rang sich in abgebrochenen Lauten das Geständniß seiner Leidenschaft von den zitternden Lippen. — Das aber war ihm stets wie eine Erlösung. Dann konnte kein Mensch über ihn lächeln, — auch sie nicht. Und bitterer als der Tod war es für ihn gewesen, wenn sie gelächelt hätte, wo sein Herz in Liebe litt. —

Engeström erhob sich, verschloß das Bild Via's wieder in dem Geheimfache seines Schreibtisches und besuchte sein Gesicht mit kölnischem Wasser. Er hatte draußen in der Entree die Klingel angeschlagen hören, — das konnte ein Bekannter sein.

Es war so. Ujaß klopfte an die Thür. „Gnädiger Herr,“ rief er leise, „der Herr General von Deeken Excellenz lassen bitten, vorgelassen zu werden. Darf ich ihn in den Salon führen?“

Engeström rief ein hastiges „Ja!“ zurück und trat dann selbst, gleichzeitig mit dem General, dem Ujaß vom Corridor aus die Thür öffnete, in das anstoßende Wohngemach.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Metalle in unserer Sprache.

Von W. Koelbechen.

Die Minerale, deren erste und vornehmste Klasse die Metalle bilden, hängen durch ihren Namen aufs engste mit den Mineralien zusammen. Der alte griechische Unterwelt Richter Minos hat hier wohl auch ein Wörtchen mitzusprechen. Also, was in den Mineralien gefunden wird, würde demnach zu den Mineralien gehören. Aber schon das Gold, das bereits im Alterthum aus dem Flußsande des Paktolos gewonnen wurde, sowie der offensichtlich Granit an den Häuptern der Berggipfel, zeigen uns, daß nicht immer an ein tiefes, unterirdisches Reich bei Mineralien zu denken ist. Viele Bezeichnungen verändern, verengern oder erweitern im Zeitlauf ihre Deutung, und das gilt vom Mineral. Und bei diesem unserem Worte decken sich auch heute der wissenschaftliche und der volkstümlich-sprachliche Begriff durchaus nicht miteinander. Die Wissenschaft nennt jeden Körper, der ohne organische Entwicklung und menschliche Thätigkeit als Natur-Product dasteht, ein Mineral; dazu zählt ohne Zweifel das Wasser. Doch der Volksmund wird sich schwer zu dieser Bezeichnung entschließen, wir müßten ja dann die bekannten Tafelgetränke Mineral-Mineralien heißen. Umgekehrt nimmt niemand daran Anstoß, wenn Braun- und Steinkohlen, die wegen ihrer pflanzlichen Abstammung eigentlich nicht hierher gehören, zu den Mineralien gerechnet werden.

Die Poesie kümmert sich bekanntermaßen erst recht nicht um wissenschaftliche Terminologie. Vom Harzberge und seiner Luft singt ein alter Vers:

„Es grüne die Tanne, es wache das Erz!
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“

Und:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.“

Der Dichter kann eben ohne Tadel Erz und Eisen organisch wachsen lassen.

Der Name der Metalle stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet Körper, welche meistens neben — untereinander, mit anderen Körpern zusammen, sich vorfinden. In der That wird ja die überwiegende Masse unserer Metalle erst durch Schmelzen oder andere Prozesse aus Erzen gewonnen; wenn wir auch dann und wann von centnerschweren Klumpen reinen Silbers hören, so zählen solche Funde doch unbedingt zu den Ausnahmen. Die Chemie rechnet die Metalle zu den Elementen, den Urstoffen, welche durch keine uns bis jetzt bekannte Macht der Erde, nicht durch Druck, Feuerstrahl oder den elektrischen Strom, nicht durch die schärfsten Säuren und Laugen in besondere Bestandtheile zerlegt werden können. Darum ist die Goldmacheri mit allen ihren Versuchen eine vergebliche Anstrengung. Uebrigens sei hier beiläufig bemerkt, daß die vier Elemente der Alten, — Feuer, Wasser, Luft, Erde, — sich dadurch auszeichnen, daß sie keine Elemente sind.

Alle Metalle, oder gar alle Elemente nach einer gewissen

Ordnung, vielleicht nach der verschiedenen Schwere, aufmarschieren zu lassen, mag Aufgabe einer naturwissenschaftlichen Tabelle sein, gehört aber nicht hierher. Wir haben es mit einer außerordentlich kleinen Gruppe zu thun, mit der Gruppe derer, die durch Bild, Gleichniß oder Sprichwort in unserer Sprache Aufnahme und echtes Bürgerrecht gefunden haben. Um zu diesem Bürgerrechte zu gelangen, haben die Metalle zwei Bedingungen zu erfüllen: sie müssen dem Menschen viel unter die Hände kommen, ihm möglichst nützlich sein, und: die Kenntniß der Leute und Völker von ihrem Dasein muß möglichst nach Jahrtausenden rechnen. Ein alter Adel mit gutem Wappen! Kostbarkeit giebt keinen Vorzug; Platina ist theurer als Gold und schwerer an Gewicht als Blei; aber niemand wird daran denken, zu sagen: „Es liegt mir wie Platina in den Gliedern.“ Das Metall ist zu selten. Ebensovienig wird man hören: „Diese Sorge wiegt leicht wie Aluminium.“ Letzteres ist eben für den Sprachgebrauch noch zu jung und unreif. Wir bringen es mit den Metallen, die in Frage kommen, nicht einmal auf eine so hohe Ziffer, als die Woche Tage hat.

Sterndeuter, Adepten und Kalender-Macher, ein magisches Kleeblatt, das in vergangenen Zeiten viel redete und von sich reden machte, haben eine Zusammenstellung von Gestirnen, Wochentagen und Metallen geliefert, die wir hier schlicht neben einander bringen wollen.

Sonne	Sonntag	Gold
Mond	Montag	Silber
Mars	Dienstag	Eisen
Merkur	Mittwoch	Quecksilber
Jupiter	Donnerstag	Zinn
Venus	Freitag	Kupfer
Saturn	Samstag	Blei

Einzelnes aus dieser Tabelle erscheint uns gut und glücklich gewählt, anderes willkürlich oder gar unverständlich. Der vornehmste Tag in der Woche, das edelste von den sieben Metallen und das mächtigste Gestirn am Himmel passen gut zu einander, der silberne Mond, der eiserne Kriegsgott mögen auch noch gelten, selbst der Handelskott und Götterbote Merkur darf gut neben dem beweglichen Quecksilber sich ausnehmen. Aber was hat Frau Venus, welcher durch ihre deutsch-mythologische Schwester Freia oder Frigga der Freitag zukommen mag, mit dem Kupfer zu thun? Man wende nicht ein, daß eigentlich weniger die mythologischen Gottheiten, als die Gestirne vielmehr, gemeint sind; gerade die alten Astrologen hatten in ihrer dunkeln Sprache eine besondere Vorliebe dafür, beides untereinander zu mischen. Natürlich kann keine Rede davon sein, daß etwa die aufgeführten Metalle auf den ihnen zukommenden Himmelskörpern besonders stark vertreten wären, von Spectral-Analyse ist zur Zeit der Namentgebung keine Rede gewesen.

Mit dem vornehmsten Metalle sei angefangen! „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles, — Ach wir Armen!“ singt das süße Gretchen beim Spielen mit dem schönen Geschmeide aus des Teufels Schatzkammer. Das Jagen nach diesem Edelmetalle, nach des Königs „Midas harter Koft“, wie es Shakespeare nennt, ist ziemlich gleichmäßig über den Erdball verbreitet; fehlt's ja in Europa, so geht man nach Californien, Afrika, Australien, Alaska. Diese Jagd wird hier weder empfohlen noch gezeihelt, da letzteres vergeblich wäre. Welche Macht das Gold hat, sagt Schiller im Prolog: „Allmächtig ist doch das Gold; auch Nothren kann's bleichen.“

Das Gold ist für uns das in der Sprache zumeist verwendete Metall, und es soll hier keinen wesentlichen Unterschied machen, ob wir mit dem Haupt- oder Eigenschaftsworte, mit Gold oder golden zu thun haben.

Wir treffen zuerst eine Reihe von Zusammensetzungen, welche unmittelbar an die Substanz, an die Materie des Edelmetalls selbst anknüpfen; es sei gleich an den poetischen Gold- oder Ringfinger erinnert, dessen passende Bekleidung in jugendlichem Alter mit begreiflicher Wärme erstrebt wird. Der päpstliche Stuhl erleuchtet den hohen Orden des goldenen Sporns, Desterreich und Spanien das goldene Bleih, Belgien den goldenen Löwen; — obwohl in diesem Fache kein sicherer Gewährsmann, nehme ich an, daß bei diesen Auszeichnungen das Wort: „In purem Golde“ seine volle Berechtigung habe. Hierher gehört auch die goldene Kofe, welche verdienstvollen, tugendhaften Christinnen vom Papste übersendet wird. Die goldene Bulle verdankt den glänzenden Titel den kostbaren Anfangs-Buchstaben (Initialen), welche das Werk geschmückt haben.

Ob der Oppenheimer Goldberg also gerufen wird wegen der edeln Eigenschaften seiner Gewächse, oder ob des Abendsonnenscheins auf seinem Haupte, oder gar, weil er seinen Besitzer fleißig die Tasche füllt, mögen andere entscheiden; unzweifelhaft führt das Danziger Goldwasser seinen Namen von den schillernden, schimmernden Kloden Blatgold, das in dem feinen Lichte des Ostens hin und her schwingt.

Eine zweite Gruppe von Worten hält sich nur an die Farbe, an den Glanz und Schimmer des Edelmetalls, die Farbe bildet den Ausgang des Vergleiches. Prinzessin Goldhaar aus dem Märchenbuche und Heine's Loreley gehören von diesem Gesichtspunkte aus in einen Rahmen mit den Goldfinken, -Fasanen, -Wespen und -Reinetten. Auch der Goldfisch schließt sich hier an. Letzterer aber hat in unserer Zeit noch eine übertragene Bedeutung bekommen; wer als Freierrmann nach ihm angelt, mag auf seiner Hut sein und des Sprichwortes nicht vergessen: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“

Bei dem Vergleiche: „Treu wie Gold“ kommt außer der Farbe gewiß noch eine zweite Eigenschaft in Betracht. Wir vergolden unedle Metalle wohl auch in der Absicht, daß sie höheren Glanz gewinnen sollen, aber die bessere Dauerbarkeit bei dem dünnen Goldüberzug, der Schutz gegen schädliche Einflüsse, die das Unvergoldete sonst leicht blind machen und zerstören würden, bestimmt uns am meisten. Das Unwandelbare und der Unwandelbare sind treu wie Gold.

Ob hierher auch wohl die goldene Hochzeit gehört? Offen gestanden, ich bin zweifelhaft. Handelt es sich um die Treue allein, wozu die Vorstufe der silbernen Hochzeit?

Am zahlreichsten ist unzweifelhaft die nächste Klasse vertreten, wo der Werth, die Kostbarkeit und Gediegenheit des Metalles für das Sprachbild maßgebend war: Das goldene Zeitalter, goldener Mund mit goldenen Worten, die goldene Aue und die goldene Mittelstraße! Wer will hier, ohne ein Lexikon zu plündern, auf Vollständigkeit Anspruch machen? Im Süden Deutschlands wird vielfach, besonders bei der Anrede und als Koferuf ein anderes Eigenschaftswort, als golden

gebildet. „Du goldiges Herz, Du goldiges Süßlein!“ hören wir in den bayerischen Bergen.

Der Goldentel aber hat mehr materiellen, metallischen Beigeschmack und kann eine größere Art des Goldfisches gelten. Von einigen Sprichwörtern wäre noch wenig nachzutragen. Der „goldene Berge versprechen“ will, soll lieber seine Worte „auf die Goldwage legen.“ „Morgensünde hat Gold im Munde.“ Nicht gerade ästhetisch aber begreiflich klingt uns der Teufel des armen Dorfschulmeisterleins, der dem Güte dieses Sprichwortes wehmüthig hinzufügt: „Ach, wenn sie doch bei mir einmal ansprechen wollten!“

„Neben ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Das führt uns zum nächsten Metalle, denn wir wollen noch nicht verstimmen, obgleich man eigentlich nicht gern von der Leiter heruntersteigt. Das Silber ist gegenwärtig so in der Schätzung der Menschen gesunken, daß reiche Proben nur noch ungern mit silbernen Löffeln ihre Nahrung zu sich nehmen. Gegen Gretchens Sehnachtsseufzer nach dem vornehmeren Golde klingt es förmlich despecterlich, wenn schon vor Jahrhunderten der große Britte das Metall „den gemeinen bleichen Botenläufer von Mann zu Mann“ benamset hat.

So ist denn in der That, weil der Volksmund zum Vergleich das Gold bereits besaß, in dieser Hinsicht betreffs Werthes und Gediegenheit wenig oder nichts von Silber oder dergleichen über das Silber anzugeben; das meiste bezieht sich auf die Farbe, wie beim Silberlöwen, -Bären, -Fasanen, -Reiher, -Lachs, bei der Silberpappel und Silberdistel.

Der silberne Mond ist ein höchst zweifelhafter Geselle, denn Poeten und sogar Prosaisker nennen ihn oft genug auch den goldenen. In Wirklichkeit gebärdet sich ja auch dieser Erden-Trabant, der an Form und Helligkeit sich alle Tage vom Rollbis Reumond anders ausnimmt, betreffs seiner Farbe wie ein wahres Chamäleon, alle Schattierungen vom tiefsten Bluroth bis zum klarsten Silberblid macht er oft in einer einzigen Nacht durch. Darum warnt Julia mit Recht ihren Romeo:

„O, schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt!“

Der Silberquell bedeutet für mich eines der schönsten, einfachsten und zutreffendsten Sprachbilder.

Weniger einfach liegt die Sache bei der silbernen oder silberhellen Stimme. Ich meine nicht, daß man das Gleichniß von dem Klange silberner Glocken ableiten darf. Hell ist ein Eigenschaftswort, das für Farbe und Klang gleicher Weise gebraucht wird, wie der Gegenjag dunkel auch für Auge und Ohr gemeinsam gilt. Die Sprache ist bei der Silberstimme aus der Sphäre des Schauens in die des Hörens übergegangen.

Das Zeitwort vergolden hat nur eine einzige Bedeutung. Selbst wenn beim Scat ein mit schlechten Karten unzufriedener Spieler dem Kartengeber zusetzt: „Lassen Sie Sich die Finger vergolden!“ so will das doch nur sagen, daß man aus vergoldeter Hand besseres Papier erwartet. Anders beim Verfilbern, — zwei sehr verschiedene Begriffe sind zu scheiden. Man kann nicht nur Eisen- und Kupferdraht, sondern einen ganzen Hausrath, auch Haus und Hof versilbern, was gewöhnlich zu keinem guten Ende führt.

Eisen! Als das lange geknechtete und ausgefogene Preußen sich im Frühjahr 1813 gegen seinen Peiniger erhob, wurde fast das letzte von den verarmten Patrioten fürs Vaterland geopfert; sie brachten die goldenen Tauringe und tauschten sie gegen eiserne ein, welche die Inskription trugen: „Für Gold nahm ich Eisen“. Solche Reliquien aus großer, schwerer Zeit würden jetzt dreifach, ja zehnfach wieder mit Gold aufgewogen werden. Affections-Werth! Auch das eiserne Kreuz ist seinen Rittern selbst für Gold nicht feil.

Was die Erinnerung an Werth bei jenen Ringen vollbringt, kann auch durch die Arbeit, durch Verarbeitung des Eisens erreicht werden. Ein Centner Eisen hat geringen Preis, aber ein Schlankopf hat ausgerechnet, daß dieser rothe Centner, in die feinsten Theile von Uhrwerken und dergleichen umgearbeitet, nahezu eine Million Mark werth werden kann.

Ob treffen wir das Eigenschaftswort eisen in ursprünglicher, auf die Materie des Metalls selbst bezüglicher Bedeutung an, wo vielfach an einen übertragenen Sinn fälschlich gedacht wird. Das eiserne Thor an der Donau hat wirklich früher Flügelthüren von Eisen gehabt, die eiserne Krone der Lombardei war aus diesem schmucklosen Metall geschmiedet, die eiserne Jungfrau, das gräßliche Martyr- und Todes-Instrument in Nürnberg, starrt von eisernen Nägeln im Innern und ist außen mit Eisenblech beschlagen.

Der Eisenhut, die Pflanze, hat seinen Namen von der Form geholt, denn die bekannte Blüthe ähnelt dem Helm der alten Ritterknechte; von der Farbe kann die Bezeichnung nicht gut stammen, denn es giebt, — außer einer gelben Spielart der Blume, — nur die bekanntere blaue, deren Farbe eher dem Stahl als dem Eisen gleicht.

Am häufigsten ist bei Eisen und eisen an die Festigkeit, Zähigkeit des Metalls zu denken. Dahin gehören der eiserne Wille, der eiserne Kanzler, das Eisenholz und der Eisenreffer, der allerdings den Beigeschmack des Renommisten vielfach nicht verleugnet. Auch das häufig verkehrt angewendete Sprichwort: „Noth bricht Eisen“ muß hier seinen Platz finden. Der eiserne Bestand im Soldaten-Tornister, obgleich nicht von Metall, drückt den Träger oft genug, aber er soll nicht leichtsinnig verringert oder gar weggeworfen werden, damit der Mann im Nothfall zu brechen und zu beißen hat.

Eisern und ebern stehen sich begrifflich sehr nahe; eiserne und eberne Stirnen wird man ziemlich gleich oft in unserer Sprache finden; in neuer Zeit ist das eberne, will sagen harte, unerbittliche Lohngesetz stark in Aufnahme gekommen.

Der alte Dvid unterscheidet noch das eberne und das eiserne Zeitalter, von denen das erste immerhin noch als das bessere gilt. Und nun Bleh! Zwar wird aus Gold, Silber, Kupfer, Blei und anderen walzbaren Metallen Bleh hergestellt, aber das meiste unzweifelhaft aus Eisen, weshalb der Artikel hier wenigstens gestreift werden soll. Gestreift! Denn allzu ausführlich darf man nicht werden, sonst liegt der Vorwurf der Blehschwäperei zu nahe. Bleh, das aus dem Munde stammende Bleh, ist das Gegenheil von goldenen Worten. Nicht überall ist das Bleh so geringschätzig behandelt; der Bruder Studio bleht nicht gern, er bezeichnet, da er an Bantonen gewöhnlich keinen Ueberfluß hat, den ganzen metallenen Inbalt des Portemonnaies als Bleh. Es ist aber damit durchaus keine Verachtung der Gold- und Silbermünzen ausgesprochen. Der Klang des Blehes erfreut sich seiner ungetheilten

Achtung; denn obwohl Blech-Musik beim Militär volle Berechtigung findet, so gilt doch eine blecherne für das bare Widerspiel der silbernen Stimme.

Von den übrigen Metallen bleibt für Sprachgleichnisse und -Bilder nur noch kärgliche Nachlese. Mag sein, daß die geringere Kenntniß der alten Zeit dazu beigetragen. Zinn und Blei haben die alten Römer nicht einmal recht von einander unterscheiden können; der alte Plinius, seiner Zeit ein Stern erster Klasse in der Naturkunde, führt das Zinn als weisses Blei auf.

Von einem kleinen Kameraden, der von der Schwimmkunst nichts wußte, im tiefen Wasser also hätte untergehen müssen, sagten wir als Jungen: „Er kann schwimmen wie eine bleierne Ente.“

Wem es wie Blei in den Gliedern oder gar im Magen liegt, der wird nicht genügt sein, ein Loblied auf das Metall zu singen. Nur im Kaufmann von Venedig stellt Bassanio das magere Blei über Gold und Silber:

„Dein schlichtes Ansehn spricht beredt mich an, Ich wähle hier, — und sei es wohlgethan!“

Und er führt ob der bescheidenen Wahl die Braut heim.

Wer in seinem eigenen Zimmer ohne sonderliche Nothigung, nur einem unruhigen Triebe, einem unstillen Temperamente folgend, in einer Viertelstunde auf sechs verschiedenen Stühlen Platz nimmt, wird mit Recht ein quecksilberner Mensch genannt. Beklagenswerther als jener Unruhige ist der Unbesonnene, dem sein ganzes Hab und Gut wie Quecksilber durch die Finger läuft.

Das Kupfer liefert meines Wissens als sprachliches Bild nur die Kupfernaße, und das sehr theure Metall dieses Gesichtstheiles wird wiederum vom Wein und verwandten Flüssigkeiten geliefert. Der Wein erfreut des Menschen Herz; trotzdem gilt die Kupfernaße bis jetzt noch nicht für einen erfreulichen, anziehenden Anblick.

Auf die Legierungen der Metalle wollen wir heute verzichten. Wir kämen sonst auch auf das Messing, auf das Messingch von Onkel Bräsig's Mundart. Der aber würde sich jede Analyse seiner Sprechweise verbitten, die Augenbrauen sehr straff hochziehen und selbst sprechen: „Daß Du die Nase ins Gesicht behälst, Kort!“

Nachdruck verboten.

Die Wahrzeichen Dresden's.

Von Paul Schumann.

Wenn man heute von den Wahrzeichen Dresden's spricht, so denkt man an die Brühl'sche Terrasse, an die Kuppel der Frauenkirche, an die Sixtinsche Madonna von Raffael und etwa noch an das Chocoladen-Mädchen von Lotard, das sind vier Dinge in Dresden, die geradezu eine Weltberühmtheit genießen. Indes, das sind nicht die Wahrzeichen im alten Sinne des Wortes, nicht die Gegenstände, die ehemals der Handwerksburde aufzählen mußte, um nachzuweisen, daß er wirklich in Dresden gewesen sei. Die Zahl dieser letzteren Wahrzeichen beschränkte sich keineswegs auf die fünf, die Gräffe in seinem Buche „Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen“ aufzählt, sondern sie waren so zahlreich, wie in irgend welcher anderen deutschen Stadt. Schäfer zählt in seinem Buche über die deutschen Städte Wahrzeichen nicht weniger als vierundzwanzig auf. Wenig genug ist von dieser Fülle von Wahrzeichen noch jetzt vorhanden: das Moritzdenkmal, der Duedbrunnen, die sogenannte Gans, das Brückenmännchen und der Todtentanz. Aber auch von diesen vier sind nur noch die Gans und der Duedbrunnen an ihrem ursprünglichen Plage. Das alte erste Brückenmännchen wurde 1813 durch ein neues ersetzt, der Duedbrunnen und das Moritzdenkmal sind wiederholt verändert worden.

Das interessanteste ist das Moritz-Monument. Moritz von Sachsen war bekanntlich jener Fürst, dessen Energie und diplomatische Alugheit es dahin brachten, daß das Kurfürstenthum, — das gegenwärtige Königreich, — Sachsen von den Ernestinern an die Albertiner überging, und der dann den Lutheranern Religionsfreiheit verbürgte. Er starb 1553 in der Schlacht bei Sievershausen. Sein Bruder und Nachfolger, Kurfürst August, errichtete ihm das Denkmal auf dem östlichen Theile der durch Moritz geschaffenen Befestigungen Dresden's (Eingang der Ringstraße, zwischen Keßlich-Haus und Albertinum). Gegenwärtig steht es am Fuße der Brühl'schen Terrasse, unterhalb des königlichen Belvedere's.

Das Moritz-Monument ist, wie aus alten Zeichnungen hervorgeht, ursprünglich weit umfangreicher und prächtiger gewesen als jetzt. Unter einer toscanischen Säulenstellung stehen die frei gearbeiteten, überlebensgroßen Sandsteinfiguren der beiden Brüder in voller Rüstung da; die Helme stehen zu ihren Füßen. Kurfürst Moritz, vom Tode (als Skelett mit dem abgelassenen Stundenglas) gedrängt, reicht dem Bruder August, als seinem Nachfolger, das Kurfürstentum; über der Gruppe ist die Dreieinigkeit dargestellt, hinter jedem der beiden Fürsten steht seine Gemahlin, die des Kurfürsten Moritz, Agnes von Hessen, im Trauer- und Witwenkleide, mit der lang herabwallenden, das Gesicht bis zur Nase verhüllenden Trauerbinde, Kurfürst August's Gemahlin dagegen, die Kurfürstin Anna von Dänemark, im lang gefalteten Schlepplleide, mit unterbundenen Puffenärmeln, sowie mit einer sogenannten „geschmolzenen Haube“ und Barett auf dem Haupte. Ursprünglich war das Denkmal, zu dem noch eine Reihe römischer Krieger und allegorische Figuren gehörten, farbig und mit Vergoldung geschmückt.

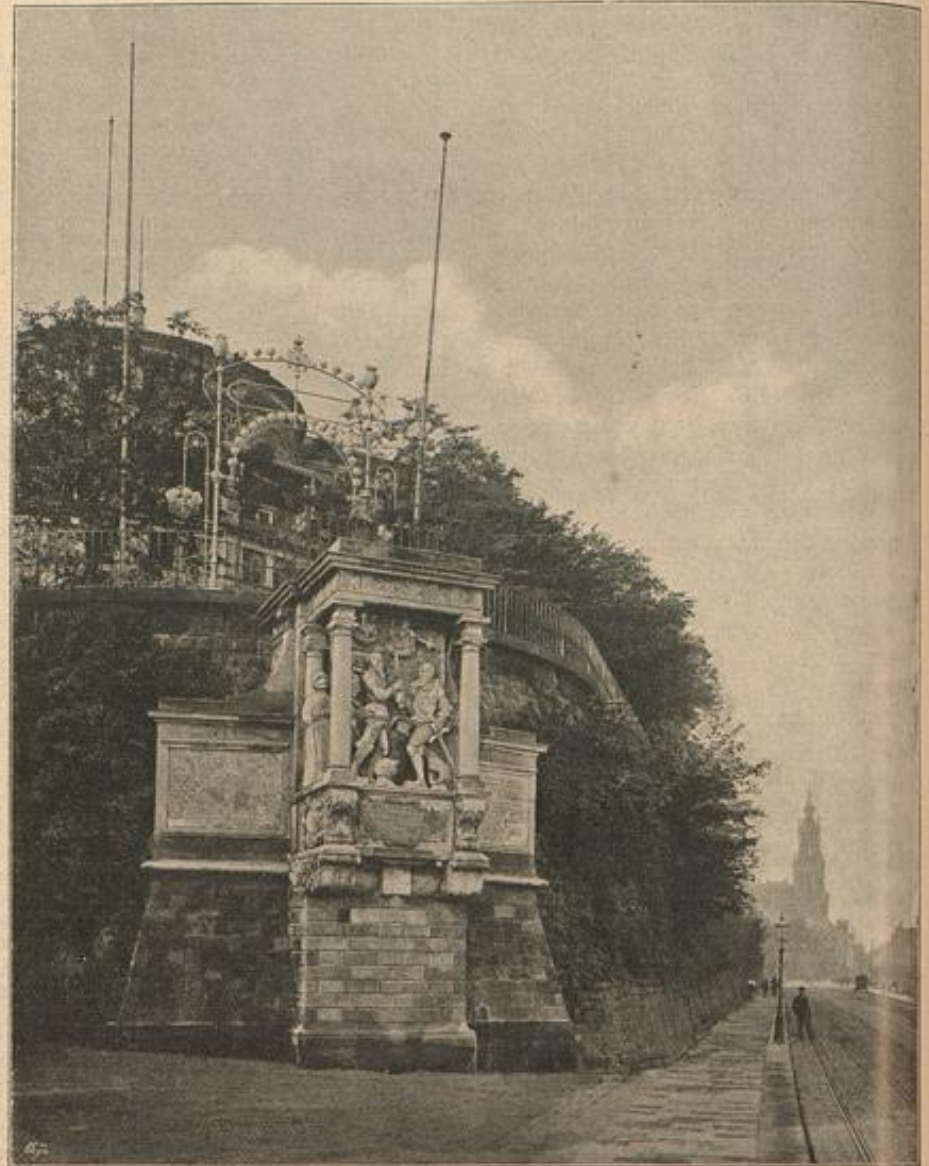
Als ein echtes Wahrzeichen hat sich dieses berühmte Monument auch dadurch erwiesen, daß es im Volke in höchst wunderbarer Weise umgedeutet worden ist. Diese Umdeutung schließt

sich an die beiden Frauen an, die der Künstler, allerdings in nicht sehr glücklicher Weise, so angebracht hat, daß man sie nur von der Seite recht sehen kann. Man fabelte da, „Moritz vertraue dem August unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit ein Geheimniß an und habe ihn deshalb auf das Schwert schwören lassen; der Tod aber erscheine nur, um August anzudeuten, daß ein Eibbruch den Tod nach sich ziehe; denn das Stundenglas sah man gewöhnlich für einen Becher an, wie ihn der Vorkämpfer beim Todtentanz emporhält. Die Phantasie des Volkes spann aber noch weiter und sah die beiden Kurfürstinnen für Frauen an, welche die Männer sozusagen 'behorcht' hatten. Die links stehende Agnes habe das Geheimniß ausgeplaudert und zur Strafe dafür eine 'Maulbinde' erhalten, während die ruhig aufwärts blickende Anna das Geheimniß bewahrt hätte. Wegen dieser Deutung hieß das Denkmal im Munde des Volkes schon von Anbeginn an 'die Horche', und auch heutzutage ist diese Benennung noch nicht ganz verschwunden.“ Diese Worte, die Dr. Wilhelm Schäfer 1858 schrieb, sind auch heute noch richtig.

Das zweite noch vorhandene Wahrzeichen ist der berühmte Todtentanz, der ehemals am königlichen Schlosse zu Dresden angebracht war, von dort aber nach dem Schloßbrande des Jahres 1701 weggenommen wurde.

geschloffen angebracht. Die Sage will, die Gans sei zum Andenken an ein Unglück angebracht worden. Ueber Nacht sei in eine gebratene Gans eine Kröte oder Ratte gekrochen, und an diesem Braten seien sieben Menschen gestorben, indes wie die schwer lesbare Inschrift beweist, sollte hier einfach der Rundschent des Gottes Zeus, der Gantimed, dargestellt werden, der vom Adler in den Olymp getragen wird.

Weit bekannter als die Dresdner Gans ist der Dued.



Das Moritz-Monument in Dresden.



Der Topfgucker.
Original-Zeichnung von
Albert Richter.

Jetzt ist er im stark verwitterten Zustande auf dem Neustädter Friedhofe zu Dresden untergebracht; erfreulicherweise hat das königliche sächsische Alterthumsverein einen Gipsabguss davon abnehmen und in seinem Museum aufstellen lassen. Todtentänze waren bekanntlich eine Lieblingsdarstellung der bildenden Kunst des Mittelalters; die Pest und der schwarze Tod, die in jenen Jahrhunderten Europa wiederholt so fürchterlich heimsuchten, lassen es begreiflich erscheinen, daß man sich mit der Darstellung des Todes vertraut machte und sich über seine unbestreitbare Macht mit Witz und Humor hinwegzusetzen suchte. Die Idee der Todtentänze ist, daß der Tod alles gleich macht, daß vor ihm kein Unterschied nach Rang und Alter besteht, daß Jung und Alt, Hoch und Niedrig ihm folgen muß. Das Eigenthümliche des Dresdner Todtentanzes, der dem Bildhauer Schidetzky zugeschrieben wird, ist, daß bei ihm nicht Paare, sondern Reigen auftreten. Drei Todtengerippe führen die Reigen. Voran schreitet eines dieser Gerippe, der Tod; ihm folgen: der Papst, ein Cardinal, ein Bischof und ein infanterer Abt, ein Capitular (oder Gottesjunfer), ein Capellan und ein Franziskaner. An diesen geistlichen Reigen schließt sich ein weltlicher: an der Spitze schreitet wieder ein Knochengerippe; ihm folgen der Kaiser und der König (Carl V. und Ferdinand I. ähnelnd), Herzog Georg der Bärtige von Sachsen selbst, einer seiner Söhne, ein Ritter, ein Hof-Cavalier, ein Gelehrter, ein Steinweg, ein Kriegermann, ein Bauer und ein hinkender Bettler. Auf diesen Reigen folgen drei Frauen: eine Lebthigin, eine Gelbfrau, und eine schlichte Bauersfrau. Endlich kommen drei mehr vereinzelte Figuren: ein Kaufmann, ein Knabe im Domb und ein barfüßiger Alter; den Beschluß bildet ein Todtengerippe mit der üblichen Sense. Die reizvolle Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit dieses Werkes zeigt einen großen Reichthum an Gedanken; die Haupt-Idee ist mit viel Humor und Phantasie in den einzelnen Gestalten durchgeführt.

Neben diesen umfangreichen Wahrzeichen kommt den noch zu besprechenden kleineren nur geringe Bedeutung zu: Die sogenannte Gans befindet sich am Hause Nr. 13 der Großen Brüdergasse und ist an der Ecke in der Nähe des zweiten Ober-

brunnen, nach welchem ein kleiner Platz am Ende der Gerbergasse benannt ist. Dieser Brunnen besteht aus einem vierseitigen, schmucklosen, aber massiv erbauten Häuschen, auf dessen spitzem Ziegeldache als Wetterfahne ein fliegender Storch angebracht ist, der sowohl im Schnabel wie in den Fängen je ein Widelfind trägt und seltsam genug auch noch auf jedem Flügel ein solches mit sich führt. Nach einer Inschrift über dem Wasserausfluß ist der Brunnen 1514 erbaut, 1745 erneuert und 1788 erweitert worden. Wie so vielen anderen Brunnen stand auch der Dresdner Duedbrunnen (quod = lebendig, vgl. Duedsilber) in wunderthätigem Rufe: ein altes Dresdner Sprichwort besagt, der Klapperstorch hole die Kinder aus dem Duedbrunnen.

Von den zahlreichen Wahrzeichen der Augustenbrücke ist das Brückenmännchen das einzige, von dem wenigstens noch eine Copie nach einer alten Zeichnung vorhanden ist. Sie ist gegenwärtig in einem Saale des bekannten Helbig'schen Etablissements (Italienisches Dörschen) an der Augustusbrücke an der Wand befestigt. Das Original war ursprünglich auf dem Schlussstein eines Pfeilers der Eisbrücke angebracht, lag aber mit in die Luft, als die Franzosen am 19. März 1813 zwei Bogen der Brücke sprengten, um den Russen den Uebergang nach Dresden-Stadt zu sperren.

Das Brückenmännchen trägt die Tracht von etwa 1850 und sitzt auf einem Feldstuhl. Die Sage will, daß es der Erbauer der Dresdner Eisbrücke sei. Es heißt, der Brückenbaumeister habe die Eisbrecher an der Brücke verkehrt angebracht, nämlich die Pfeiler an der Bergseite rund, an der Thalseite aber spitz gemacht. Aus Scham über dieses angebliche Versehen habe er sich an der Stelle, wo später ein feineres Bild angebracht wurde, in die Kluthen gestürzt.

Als eine Art humoristischen Wahrzeichens Dresden's kann man endlich den sogenannten Topfgucker bezeichnen. Auf dem flachen Dache der katholischen Hofkirche stehen bekanntlich 78 überlebensgroße Figuren von Heiligen. Einer dieser Heiligen, mit gebeugtem Rücken, lenkt seinen Blick gewöhnlich in die Tiefe vor sich. Stellen wir uns aber dicht an die Mauer des Hauses Topfergasse Nr. 7, so sieht es aus, als schaute dieser Heilige in eine der Efen des königlichen Schloßes. Als eine Art moderner Tantalus riecht er da scheinbar Tag für Tag die Düste der köstlichen Gerichte, die in der königlichen Hofküche zubereitet werden.

Kein Zweifel kann daran sein, daß an den sogenannten Wahrzeichen sich vielfach Irrwahn und Aberglaube kundgab. Trotzdem ist ihr Verschwinden zu bedauern. Die Wahrzeichen vertraten in vieler Beziehung die Phantasie auf der Straße. Jetzt sieht man selten an den Häusern etwas, was die geistliche Phantasie des Volkes zu irgend welcher Thätigkeit anregen könnte. Es ist, als ob den Bauherren und den Architekten der Humor und der Sinn für Poesie und Phantasie ganz



Seim Flichscher. Nach dem Gemälde von Georg Hoefler.

ausgegangen wäre. Das ist sicherlich lebhaft zu bedauern; wer irgend dazu thun kann, der sollte helfen, daß unsere Städte wieder Wahrzeichen bekommen; wenn es auch nicht Wahrzeichen im alten Sinne sein können, so wäre es doch überaus erfreulich, wenn an jedem neuen Hause irgend ein künstlerisches Wahrzeichen angebracht würde, sei es ein Wappen, ein Relief, das auf den Stand des Besitzers deutete, ein kleines Denkmal an irgend ein privates Ereigniß, kurzum, irgend etwas, eine Marke für den Namen des Hauses, was in die langweilige Prosa des modernen Häuserbaus ein Stück Phantasie und Poesie trüge. Ohne große Kosten würde so ein Stück der guten alten Zeit wieder lebendig gemacht.

Wapdruck verboten.

Straußfedern.

Von Georg Duf.

Erlen und Edelsteine veralten nie, immer sind sie modern, weil das Kostbare den Wandlungen des Zeitgeschmacks nicht unterliegt. Mit Spitzen haben sich schon die Damen der italienischen Früh-Renaissance geschmückt, points de Venise und points rose sind im Verein mit den genähten und geflügelten Spitzen der anderen Länder modern geblieben bis auf unsere Tage. Das gleiche gilt von den Straußfedern: Vom grauen Alterthum, da der ägyptische Pharao zur Steigerung seiner glanzvollen Herrscherwürde Träger mit großen Wedeln um seinen Thron gruppierte, bis zur Jetztzeit haben sie immer in Gunst gestanden. Und wenn der Maler der Renaissance die Schönheit und Bornehmtheit der Frauengestalten, die sein Pinsel derewigen sollte, besonders eindringlich schildern wollte, dann fügte er ihrer Tracht nicht nur die Spitzen, sondern auch den kostbaren Federsächer bei. Tizian's Tochter Lavinia, van Dyck's wunderbar schöne „Damo au gant“, und noch vieler anderer Großmeister weltberühmte Bildniß-Schöpfungen erscheinen mit dem prächtigen Fächer aus Straußfedern.

Heute ist die Straußfeder geradezu Allgemeingut geworden, — sie ist, wenn man so sagen darf, demokratisirt. Und mit Staunen muß man sich fragen, von wo die gewaltige Menge der Federn herkommt. Nun, die Antwort ist nicht schwer, — vorwiegend aus Afrika, und zwar aus der Cap-Colonie, wo der Strauß schon längst gezüchtet wird, so daß jährlich von dort allein nach London 400000 Pfund Federn ausgeführt werden. Diese werden von 200000 Straußen gewonnen.

Es war im Jahre 1873, als man am Cap die künstliche Ausbreitung der Straußenerie einführte. Durch dieses Verfahren ist es möglich geworden, die außerordentliche Vermehrung des federspendenden Thieres herbeizuführen, zumal große Weidplätze von 3000 bis 5000 Morgen Größe mit kalkhaltigem Boden, entsprechenden Kräutern und genügendem Wasser zur Verfügung stehen. Nicht zu hoch geht die Schätzung, daß die Cap-Colonie innerhalb der letzten fünfzig Jahre mit ihrer Straußenzucht gegen dreihundert Millionen Mark verdient hat.

Solche Erfolge locken zur Nachahmung, und so sehen wir denn auch die Zucht in Buenos-Aires, Montevideo, Australien, Neuseeland und Mauritius emporblühen, freilich nicht in so rapider Weise wie am Cap. Auch in unseren deutsch-afrikanischen Colonien regt sich dort, wo die Boden- und Ernährungsverhältnisse günstig liegen, die Thatkraft, den Züchtern am Cap nachzueifern.

Der Vogel, der am Cap gezüchtet wird, liefert mindestens ebensogute Federn wie der wilde südafrikanische Strauß. Mit der Zeit wird sogar ein Product erzielt werden, das den Federn des Wildlings noch überlegen ist, denn die Anstrengungen der Züchter richten sich durchaus darauf, die Rasse zu veredeln, indem sie nach Möglichkeit den Lebensbedingungen des Vogels entgegen kommen und gute Kreuzungen herbeiführen.

Und nun zur englischen Hauptstadt.

In den Londoner Docks geht es sehr interessant zu, und wer hindurchschlendert, fühlt sofort, daß er an dieser Stelle mit der ganzen Welt in Verbindung steht. Ein großer und gewaltiger Zug kommt in diesem Schwindel erregenden Treiben zum Ausdruck und bringt jedem Denker zum Bewußtsein, welche siegreiche Rolle Gott Mercur im Leben der modernen Völker spielt. Von allen Theilen der Erde kommen die Handelsartikel als Rohware nach den Londoner Docks, um hier in den großen Warenhäusern aufgestapelt und alsdann meistbietend verkauft zu werden. Feine Fournir-Hölzer aus der Inselwelt der Südsee, mächtige Mahagoni-Blöcke, seltsam gebogene Harthölzer und der werthvolle Kautschuk aus Central- und Südamerika, riesige Mengen Elfenbein, Elefantenzähne, Mammuth- und Flusssper-Bälne aus Asien und Afrika, große Ballen kostbarer Felle aus Alaska, Canada und Sibirien, bedeutende Quantitäten Kohl-Edelsteine aus allen Gegenden der Erde, Schildpatt, Perlmutter, Perlen und selbstverständlich auch Straußfedern gelangen, ebenso wie eine Fülle anderer Rohartikel im Auctions-Hause unter den Hammer. Agenten und Vertreter der amerikanischen und europäischen Großhändler, eine Vereinigung der originellsten Typen, die einem Charakter-schilderer das reichste Beobachtungs-Material bietet, drängen sich um den Auctionator oder sitzen dicht gedrängt auf den amphitheatralisch ansteigenden Stufen des wenig einladenden Saales und geben ihre Gebote ab. Milliarden Werthe sind in diesem schlichten, schmutzigen Raum des Auctions-Hauses schon versteigert worden, und mancher Geschäftsmann hat von hier den Ausgang zu Reichthum und Ansehen oder auch zu Verlust und Ruin genommen. In früheren Jahrzehnten waren diese Auctionen noch bedeutender als jetzt, da man sich von dem Londoner Markt möglichst zu emancipiren und mit den großen Import-Häusern seines eigenen Landes in Verbindung zu treten suchte. So ganz läßt sich aber ohne den Stapelplatz und die Auctionen in den Docks der Themsestadt nicht auskommen, daher ist der Andrang nach dort noch immer so gewaltig, daß man staunen muß.

Auctionen von Straußfedern finden in jedem Jahre zu bestimmten Terminen etwa acht Mal statt. Was hier versteigert wird, sind die Federn des gezüchteten Cap-Straußes, während die Federn des wilden nordafrikanischen Straußes, der leider immer seltener wird, direct nach Paris gehen. In Lose getheilt, von denen jedes einen Werth von tausend Mark darstellt, liegen die Straußfedern vom Cap wohl geborgen im Warenhause der Docks. Schon einige Wochen vor Beginn der Auction halten die Interessenten große Prüfung des dort befindlichen Bestandes. Mit feinspühigem Griff fahren sie in die

blumenstrauhartig zusammen gebundenen Federn hinein. Sie untersuchen, welche Größe und Farbe die Federn besitzen, ob sie genügende Kraft und Elasticität aufweisen, ob der Bart recht voll ist, ob die einzelnen Halme des Bartes lang und dicht mit Flaum, — „duvet“ sagt der Franzose, — besetzt sind, und ob dieser Flaum auch seidenartige Weichheit besitzt. Und weiter unterziehen sie den Kopf der Feder einer Prüfung, denn seine Form sagt ihnen ungemein viel: Bildet der Kopf ein schönes Halbmond, so stammt die Feder vom männlichen Strauß, bildet er hingegen ein Segment, so rührt die Feder vom weiblichen Strauß her, der im Handel einfach mit „Femina“ bezeichnet wird, läuft der Kopf aber spitz zu, so schüttelt der Fachmann mißbilligend das Haupt, und seine Miene verfinstert sich, denn er hat ein untrügliches Zeichen gefunden, daß die Feder von einem sehr jungen, von einem in der Mauserung befindlichen oder von einem alten und kranken Vogel stammt. Federn, die von einem männlichen dreijährigen Strauß herkommen, sind die besten, während die Feminas mit Recht als minderwerthig betrachtet werden.

Aber nicht allein die Größe und Fülle der Federn, sondern auch ihre Farbe fällt ins Gewicht. Das Männchen steht wieder am begehrtesten da. Seine Rumpffedern sind kohlschwarz, seine Flügel- und auch seine Schwanzfedern sind blendend weiß, während beim Weibchen die Flügel- und Schwanzfedern nur schmutzig-weiß und stellenweise sogar schwarz sind. Auch Wischfarben kommen vor, und zwar dort, wo sich die Flügel an den Schwanz ansetzen: Beim Männchen sind sie meist schwarz-weiß, beim Weibchen braun-weiß. Federn in solchen Wischfarben stehen geringer im Preise.

Als kostbarste und geschätzteste Federn gelten die großen, weißen Flügel- und Schwanzfedern des Männchens, deren Länge oft 50 bis 60 Centimeter bei einer Breite von 12 bis 15 Centimetern beträgt. Je nach ihren Vorzügen zerfallen sie in vier Qualitäten, deren genauere Schilderung hier zu weit führen würde. Genug, daß die erste Qualität mit 200 bis 230 Mark für das englische Pfund, welches etwa 80 bis 120 Federn enthält, bezahlt wird. In Folge der kriegerischen Ereignisse, die augenblicklich in Südafrika herrschen, dürfte aber dieser Preis erheblich in die Höhe schnellen.

In zweiter Reihe kommen erst die Federn der Weibchen, der Feminas, abgetheilt nach dem Grade ihrer Weiße. Mehr als 120 bis 140 Mark für das Pfund der allerbesten Ware der Feminas wird kaum gezahlt.

Dann folgen die sogenannten „Bajoces“, die gesprenkelten Flügel- und Schwanzfedern des Männchens, ferner die schwarzen Rumpffedern des Männchens, weiter die als „Codens“ bezeichneten kurzen männlichen und weiblichen Schwanzfedern und endlich die sogenannten „Spadons“, die in haarige Spitzen auslaufenden Schwanzfedern des jungen Vogels. Auch diese sämtlichen Sorten zerfallen wieder in verschiedene Qualitäten.

Diese Sortirung hat schon am Cap stattgefunden, und zwar befolgt man den Grundsatz, die zusammengehörigen Federn eines Vogels in jeder Sorte immer bei einander zu lassen, also in Bündeln zu vereinen, damit später bei der Verarbeitung die gemeinsamen individuellen Eigenschaften der Federn eines Vogels entsprechende Berücksichtigung finden können.

Bei der Sortirung ist mit höchster Sorgfalt verfahren worden, und so wird es den prüfenden Herren im Warenhause der Docks in London sehr leicht, sich schnell zu orientiren und das Gewünschte zu finden. Sie notiren sich die betreffenden Marken, auf die sie zu bieten gedenken, und wandern dann später zum Auctions-Hause, wo sie ihre Gebote abgeben. Geheißert wird bei Losen von 1000 Mark nur mit mindestens 50 Mark. Geringere Gebote beachtet der Auctionator gar nicht. Die besten Käufer sind die amerikanischen Großhändler, weil die Vorliebe der Amerikanerin für Straußfedern geradezu enthusiastisch ist und nie erkalte. Hauße und Baisse auf den Auctionen hängt daher wesentlich von der Kauflust der Amerikaner ab.

Weitlich einfacher ist der Bezug der Federn des wilden nordafrikanischen Straußes für die französischen Großhändler. Hier fallen die Auctionen fort, da man seinen Bedarf direct in Algier oder in Marseille deckt. Dieser nordafrikanische Vogel der Wildniß besitzt wahre Pracht-Exemplare an Federn. In dem kräftigen, gleichwohl biegsamen und elastischen Stamm sitzt das schönste Gelock in dichtem Busch und von einer wahrhaft entzückenden Feinheit des Flaumes. Freilich, die Söhne des Propheten, die schlauen und habgierigen Araber, welche die Federn in Algier abliefern und nach Gewicht an die Großhändler verkaufen, suchen nach allen Regeln der Kunst zu betrügen: Sie beschweren die Federn, indem sie fein gemahlene Gyps oder Kalk in die Federn hineinstreuen und sogar die Kiele mit solchem Zeug vollstopfen. Der Abnehmer, der nicht sehr bewandert im Federhandel ist, kann gegenüber diesen geriebene Gaunern den größten Schaden erleiden. Man sieht, das Verfahren hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem in Europa üblichen Beschweren der Seide, beziehungsweise der Farben, durch Zusatz von Schwermetall.

Da der wilde Strauß im nördlichen Afrika infolge der Nachstellungen und der vernichtenden Gewalt des Schießpulvers von Tag zu Tag seltener wird, dürften auch die Franzosen bald auf die Federn des gezüchteten Straußes zurückgreifen müssen. Ihre Züchtungen in Algier haben bisher keine nennenswerthen Erfolge gehabt, denn gute Züchter und am allerwenigsten ausdauernde, verständige Colonisatoren sind sie nie gewesen.

Aus den Händen der Großhändler gelangen die Federn in die Hände der Fabrikanten, welche sich mit dem Färben und Zurichten der kostbaren Ware befassen. Ehe die Federn im Putzgeschäft eintreffen, um ihre Bestimmung als bevorzugter Schmuck der Damen-Toilette zu erfüllen, haben sie manchen umständlichen Proceß durchzumachen. Die Fabrikanten geben sich nämlich die größte Mühe, die Federn zu veredeln und in einen möglichst schönen Zustand zu versetzen. So wie sie in rohem Naturzustande vorliegen, können nicht einmal die besten weißen Federn, geschweige denn die schwarzen und gesprenkelten, benutzt werden.

Zunächst werden die Federn sortirt: Auf der einen Seite die schwarzen, auf der anderen Seite die weißen und gesprenkelten. Dann werden sie einer gründlichen Reinigung unterzogen, und nun wird jede der beiden Gruppen in einigen weiteren Stadien der Herstellung für sich behandelt.

Die schwarze Naturfeder wird nochmals künstlich schwarz gefärbt. Es geschieht das, um ihr einen intensiveren Ton und einen schöneren Glanz zu verleihen. Früher bediente man sich zu diesem Nachfärben der schwarzen Federn des sogenannten Campeche-Holzes, von dem in Central-Amerika heimischen Haematoxylon Campechianum, besser bekannt unter dem Namen

Blau- oder Blutholz. Jetzt aber stehen andere Färbemittel zur Verfügung, die bei weitem dauerhafter sind. Dieses Schwarzfärben nimmt eine lange Zeit in Anspruch, meist mehrere Wochen, und muß mit außerordentlicher Vorsicht geübt werden.

Mehr Arbeits-Prozesse sind für das Färben der weißen und gesprenkelten Federn erforderlich. Zuerst werden sie mit Wasserstoff-Superoxyd gebleicht. Das Bleichen verleiht den weißen Federn einen noch höheren Grad der Reinheit und entzieht den gesprenkelten Federn fast immer die dunkeln Stellen, jedoch sie gleichfalls weiß werden. Dieses Bleichverfahren wird als „Defoltriren“ bezeichnet. Es ist nothwendig, um den Federn, welche in hellen Farben gefärbt werden sollen, jenen gleichmäßig weißen Grund zu geben, der sich einzig und allein als Unterlage für die durchsichtigen, hellen Modifarben eignet. Würde der Untergrund dunkle Stellen aufweisen, so dürften sich diese in den aufgetragenen, äußerst empfindlichen Modifarben als Flecken sehr unliebsam bemerkbar machen.

Gefärbt wird mit Anilin-Farben, deren Herstellung in den letzten zehn Jahren bekanntlich zu einem immer höheren Grade der Vollendung gediehen ist, dank deutscher Findigkeit. Berlin steht im Färben der Federn ungemein leistungsfähig da, ebenso Wien, so daß nicht recht einzusehen ist, aus welchen Gründen den französischen Farben noch immer der Vorzug gegeben wird und die deutschen Fabrikanten sich noch immer vom Pariser Syndicat die Farben für die Federn zu jeder Saison verschreiben lassen.

Durch die Hand geschickter Arbeiterinnen wird das Doubliren und Nähen, Dämpfen und Kräufern der Federn vorgenommen, — Operationen von höchster Wichtigkeit, falls das geschäftliche Ergebnis befriedigend sein soll.

Der Zweck des Doublirens besteht darin, die Feder kräftiger, voller und schöner zu machen. Die dem Strauß abgehackte Naturfeder würde im Kiel zu schwach und im Bart zu dünn sein, um den Ansprüchen unserer Damen, die ganz standfeste und haushafte Federn haben wollen, zu genügen. Und so doublirt man, indem man mehrere Federn zu einer einzigen verbindet, oder mit anderen Worten: man legt die Federn auf- und untereinander, nachdem man ihre Kiele daran aus- und abgeschabt hat, daß sie ineinander passen. Mit seinem Garn werden die Kiele dann hier und da übernäht, sodas sie fest zusammenhalten.

Bei diesem Doubliren läßt sich selbstverständlich hier und da ein Federstückchen einfallen, wie überhaupt werthloses Material in bester Weise zum Ausputz verwendet. Mit einer solchen Meisterschaft wird dieser Proceß geübt, daß jeder meint, eine einzige volle Naturfeder von schönstem Gelock und elegantem Schwung vor sich zu haben. Nur bei genauer Prüfung läßt sich die eigenartige Zurichtung der Feder entdecken. Selbstverständlich giebt sich die Feder um so schöner, je besser die zum eigentlichen Doubliren benutzten Exemplare waren. Auch auf diesem schwierigen Gebiete stehen Berlin und Wien, welche über ein außerordentlich geübtes Personal von Arbeiterinnen gebieten, an der Spitze der Fabrication.

Nach dem Doubliren werden die Federn gedämpft und schließlich gekräuselt, — Prozesse, welche wesentlich bezwecken, der Feder einen hohen Grad von Elasticität, den eleganten Schwung und das prächtige Gelock zu geben. Das Kräufern wird in alter Art mit dem Messer vorgenommen. Die Arbeiterin verfährt in der Weise, daß sie mit der linken Hand die Feder unten am Kiel festhält, während sie zwischen den Fingern der rechten Hand und dem Messer den Bart jeder Seite durchzieht. Wenn dieser Proceß, der mit den feinsten Fingern vollzogen werden muß, zur Zufriedenheit des Fabrikanten erledigt ist, dann erst kann die Feder in feinsten Verpackungen dem Weg zum glänzenden ausgestatteten Laden der Großhändler oder zur Putzmacherin antreten.

Die Veredelung der Naturfeder hat im Verein mit dem Zwischenhandel den Werth des Roh-Materials mindestens um das Vierfache gesteigert. Berechnet man den Umsatz in rohen Straußfedern auf den Auctionen in London für jedes Jahr auf etwa zwölf Millionen Mark, so verwandelt sich diese durch menschlichen Fleiß in achtundvierzig Millionen Mark. Es leuchtet auf Grund dieser zutreffenden Berechnung wohl ein, wie bedeutend der Handel mit Straußfedern ist und welche hervorragende Rolle er in der Industrie spielt.

Gerade in der jüngsten Zeit ist die Freude am Feder-schmuck wieder sehr gewachsen. Trotz der entzückenden Leistungen der Blumen-Fabrication, welche die farbensüßigen Kinder Flora's mit täuschender Wahrheit in ihrem frischesten Zauber wiedergiebt, haben die Straußfedern als Schmuck der Damenhitte nicht nur ihre alte Bedeutung gewahrt, sondern sogar noch gesteigert. Der Grund für diese Erscheinung liegt nicht nur darin, daß Straußfedern in jeder Saison, besonders auch im Winter, getragen werden können, sondern auch darin, daß man gelernt hat, sie wieder in richtiger Weise zu tragen. Es gab eine Zeit, — sie liegt nicht weit hinter uns, — da man sich lediglich damit begnügte, eine oder mehrere Federn flach auf oder um den Hut zu legen. Hierbei ging das Charakteristische und mithin das Schöne der Feder vollständig verloren. Soll dieselbe wirklich zum Ausdruck gebracht werden, so hat man ihr eine schräge oder möglichst gerade Stellung nach oben zu geben. Und dieses Princip, besonders meisterhaft geübt in der Zeit des Rococo und des Jopyes, auch noch in den ersten Jahren des Empire, ist endlich auch in unseren Tagen zum Durchbruch gekommen. Die Beweglichkeit der Feder, ihr grazioser Schwung und ihre Kräuflung machen sich in solcher freien und ungezwungenen Stellung vollkommen geltend und lassen die Schönheit des Schmuckes, den wir dem Vogel Strauß verdanken, in ihrer ganzen Eigenart erkennen. Wenn in derselben Weise die Blumen auf den Hüten der Damen angeordnet würden, locket, frei und leicht, dann dürfte ihr poetischer Reiz gleichfalls eine erhebliche Steigerung erfahren, denn Blüthen bezaubern dann am meisten, wenn sie am dünnen Stengel nicken und sich neigen können. Aber nicht zusammengepreßt, sodas sie sich nicht rühren können, gehen sie ihres Hauptreizes, der zwanglosen und malerischen Beweglichkeit, verlustig. Auch in solchen Kleinigkeiten will das ästhetische Element gewahrt bleiben, soll etwas Schönes und Erfreuliches entstehen.



Nachdruck verboten.

Wie Onkel Ehrhardt Weihnachten feierte.

Erzählung von Luise Westrich.

Die Gasse war eng und dunkel. Die Stadtverwaltung, die ganze Viertel niederrück, um Licht und Luft zu schaffen, hatte hier noch nichts angefaßt. Duster, wie zur Zeit des Mittelalters, beugten sich die schiefen Häuschen in vorspringenden Ertern einander entgegen, als wollten sie sich in die Arme fallen. Aber die Christbäume begannen auch hier hinter den Scheiben aufzuleuchten, während auf dem Fahrdamm ein eifriges Kommen und Gehen von Handwerkern, die heimkehrten, den Wochenlohn in der Tasche, beladen mit dem Material zum Weihnachtschmaus, von Fabrik-Arbeiterinnen, die noch auf dem Christmarkt ein paar billige Spielsachen für die wartende Kinderchar einkauften, von Bürgermädchen, die ihre im leichten Augenblick fertig gestickten Mappen und Pommenteller vom Buchbinder holten.

Beim Musiker Meermann ging's bunt her. Während der Meister in dem großen, leeren Hinterzimmer dem Bläserchor einen Weihnachts-Choral einübte, daß die hundertjährigen Wände des Hauses bebten und die Klagen der nächsten drei Straßen sich ängstlich verflochten, fuhr seine Frau wie ein toll gewordener Kreisel durch ihr Reich.

„Meta! Binde das Anis-Gebädene an den Baum! — Hans! Willst Du wohl die Chocolate liegen lassen! Biege lieber die Lichter gerade. Marie! Wirst Du niemals mit dem Karpfenschuppen fertig werden? Und wo ist die Schlummerrolle für Onkel Franz? Und der Patent-Propfenzieher? — Er gönnt sich freilich keinen Wein, der alte Narr! Wisse mir die Kaffeetasse ein, Fritz! Dazu sind wir 'mal billig gekommen. Zeigt sie nur nicht etwa der Agnes von Registrators, Kinder, sonst schenkt sie ihm gleich gerade so eine. Das ist eine Abgefelmte! — Daß wir nur ja vor sieben Uhr mit den Sachen hinkommen! Nachher thut der Brummbar ja seine Thür nicht mehr auf.“

Herumwirbelnd sah die Frau sich einem schönen, großen Mädchen gegenüber, ihrer Aeltesten, die theilnahmlos am Thürpfosten lehnte.

„Sag' mal, Anna, willst Du eigentlich bis morgen früh da stehen bleiben, während ich und Deine Geschwister uns abstützen, ja?“

Das Mädchen verzog traurig die Lippen. „Meinetwegen brauchst's kein Weihnachten zu geben! Was ich mir wünsch', freig' ich doch nicht.“

„Wenn Du den Menschen, den Schlächtergesellen meinst, nein!“

Anna fing an zu schluchzen.

„Mädchen, sei nicht unklug!“ schalt die Frau. „Viertausend Mark brauchst Du, um eine Schlächtereier nur anzufangen. Woher soll Vater das Geld denn nehmen? Wie hast Du Dir das gedacht? He?“

Anna hob den Kopf. „Ihr könntet wohl Onkel Franz darum bitten!“

Frau Meermann lachte auf. „Damit er uns enterbt und wir am Ende gar nichts bekommen, wie er's der Fette Vorböber gemacht hat, als sie ihn bat, zu ihrer Tochter Ausstattung auch nur ein einziges seidenes Kleid zuzufeuern! Wer mich anpumpt, den enterb' ich, hat er gesagt. Und der hält Wort! Das ist einer! O ja, wenn der wollt', wir könnten's wohl besser haben. Aber der ist ja so geizig! Seinetwegen dürften wir alle ihm vor den Augen verhungern, er zöge nicht den Beutel. Nein, bei lebendigem Leibe giebt der nichts raus. Am Ende hält er seinen Mammon gar noch fest, wenn er todt ist!“

Die Thränen der Tochter waren versiegt. Sie sah die Mutter scharf an und sah doch gar nicht sie, sondern ganz was anderes. Auf einmal warf sie den Kopf in den Nacken und ließ aus der Stube, die Ihrigen in ihrer Arbeitshast alleinlassend.

Der, dessen Frau Meermann in solch freundlicher Weise gedachte, kam unterdessen nach Hause. Und wirklich, er sah durchaus nicht vertrauenerweckend aus, während er die ausgetretenen Treppen eines den Meermanns benachbarten Hauses hinaufstumpfte, den Mantelfragen bis zu den eisengrauen Haaren aufgeschlagen, den zerbeulten Filzput tief in das faltige Gesicht gedrückt, in dem die finster blidenden Augen Zeugniß ablegten, daß er die Falten nicht hineingelächelt habe. Mit einer ärgerlichen Bewegung stieß er den Drücker in das Schlüsselloch seiner Thür und schloß auf.

„Weihnachten! Weihnachten! — Als ob der Straßenschmutz heute nicht ebenio jäh an den Schuhsohlen klebte, wie an anderen Tagen! Jäher, weil mehr Plastertreter und Müßiggänger bin wählen. Weihnachten! Feiert der Liebe! Trara! Bum-bum! — Auch eine von den Illusionen, die man mit den Kinderjahren ablegt. Wer hat einen alten, einsamen Kerl wie mich lieb?! — Zum Lachen! — Es soll mich auch gar keiner lieb haben! Ich hab' auch keinen lieb. Basta! Punktum!“

Er sprach es laut, nach der Gewohnheit der ganz Einsamen, die ihre geheimsten Gedanken sich selbst erzählen, schloß einen altmodischen Secretair auf und schob ein Paket hinein.

„Nachher rechnen wir! Das ist mein Weihnachten. Dahin bin ich wenigstens gelangt, daß ich etwas zu rechnen habe. Und das dank' ich mir, mir allein, meiner Arbeit, meinem Scharfbild, meiner Ausdauer, — keinem Christkind, keinem liebenden Nebenmenschen, oder einer anderen verfluchten Sentimentalität. Ich habe nie jemanden nöthig gehabt, — werde bis an mein Lebensende keinen nöthig haben von der gierigen, läugerischen Sippe. Das ist was! Das ist auch was!“

Er begann sich unzulieken, er wußte, daß nun bald die Weihnachts-Gour ihren Anfang nahm, und er hielt auf seinen äußeren Menschen. Sein Beinleid war schlimm mit Straßenschmutz beiprügt, die Aufwarterin würde es morgen schwerlich ganz rein bekommen. Mit boshaftem Lächeln nahm er sich vor, eine seiner Nichten damit zu beauftragen, die vornehme Agnes, die Registrators-Tochter, die zu Haus die Hände nicht ins Wasser stülpie. Erst vor acht Tagen hatte er ihren Bruder, den Herrn Handlungsgehilfen, gezwungen, ihm zwei Pfälchen Bier über die Hauptstraße nachzutragen, vor den Augen seiner verhöhlen lichernden Tanzstunden-Damen. O, er steckte voll von solchen Teufeleien, der widerborstige Alte. Er übte sich in Bosheiten, seit er, mit gefüllter Tasche in die Vaterstadt heimkehrend, sich unerwartet von einem Kudel anhänglicher Verwandter umgeben fand, während doch, als er vor vierzig Jahren mit seinem

Bündelchen zum Thor hinausgezogen war, der leibliche Bruder seiner Mutter sich hatte besinnen müssen, ob eine Verwandtschaft zwischen ihm und „diesem jungen Menschen“ vorhanden sei. Gewohnt, alle Vortheile zu nützen, müßte er auch sein Erbkonkeltum. Die sich ihm leibeigen gaben, mußten stonen. Er sparte die Dienerschaft, er sparte oft das Essen, er ließ sich die Pantoffeln sticken und die Teppiche; er ließ sich den Wein schenken, die Hausmühen, die Wästen, die Chocolate und die Kanne dazu, im stillen die auslachend, die ihm nichts hatten geben wollen, als er bedürftig war, und sich Entbehrungen auferlegte, um den Wohlhabenden zu beschenken. Heut' war solch ein Ernte-Abend. Eigentlich hätte er froh sein müssen, denn er hing an allem Besitz, er schätzte jeden Gewinn. Aber es war etwas in ihm, das ihn wurmte. Wie ein abgebrochener Dorn in der Fingerpitze bohrt und sticht, schmerzhaft bei jeder Berührung, so bohrte und stach ihm etwas im Gemüth an diesem Festabend. Die Geschenbringer bekamen's zu fühlen.

In der Oenede des wadeligen Sophas mit dem zerklüfteten Pferdehaar-Ueberzug, — er hatte es alt gekauft, aus Opposition, weil Registrators sich rothen Sammet anschafften, — sah der grimmige Alte, wie ein böses Thier in seinem Loch, und seine Augen funkelten durch das Dämmerlicht in boshafter Lust.

Er erklärte Meta's Schlummerrolle für viel zu hart, obgleich er ihr keine andere Verwendung zudachte, denn die, als erste ihrer Art in einem großen Wandschrank junge Motten zu füttern. Marie's Pantoffeln wiederum waren zu weit, — er sei noch nicht wasserföchtig. Und aus Propfenziehern machte er sich gar nichts; sie sollten ihm lieber den dazu gehörigen Wein schenken. Aber das würden sie wohl nicht können, denn Musiker Meermann sei ein Stümper ohne Gehör, dem gewiß die Schüler wegliesen. Seiner anderen Nichte sagte er, ihr Sohn wäre ein Bieraffe, und wenn er ihm schon Cigarren schenken wolle, könne er sich mindestens seine Sorte merken, das würde erprießlicher sein als Süßholz-Kaspeln. Als die gefühlvolle Agnes mit einem brennenden Christbaum eintrat, wetteerte er über sentimentalen Firlefanz und kindische Verschwendung, und sie mußte sogleich alle Lichter ausblasen.

Sie kamen alle abgehört und fahrig daher, Kopf und Herz voll von den Gedanken an die eigene Weihnachtsfreude; sie wünschten insgeheim den unbequemen Alten zum Teufel, der ihnen die Lust verkürzte, die sie erwartete. Dennoch traten sie an, einer wie alle, die Furcht vor seiner möglichen Rache nach dem Tode peitschte sie herein. Wie Fische nach der goldenen Fliege an der Angel, kamen sie nach den Goldmücken in dem altersschwarzen Schrank hinter ihm, daran hielt er sie fest. Gut, so sollten sie zappeln wie gefangene Fische! Es war die Rache des Freudlosen, Einsamen am allgemeinen Freudentag, daß er einen Tropfen Bitterkeit in die Süße ihrer Feststimmung mengte.

Endlich ging die letzte Base, ein schönes Stück blauen Weihnachts-Karpfen mit Merrettig-Sauce auf dem Tisch zurücklassend. Franz Ehrhardt drehte den Schlüssel hinter ihr im Schloß. Dann beäugte er misstrauisch das Weihnachts-Gericht.

„Daß ich mir einen unheilbaren Magen-Catarrh zuziehe! Möchten mich wohl um die Ede haben. Danke!“

Er schob die Schlüssel bei Seite und öffnete den Schrank. Das geheimste Fach erschloß er, nahm ein Bündel Staatspapiere heraus und wühlte liebevoll darin mit seinen knochigen Händen. Alle Weihnachts fügte er ein neues Stück hinzu; das war sein Fest. Das Schraubach steckte so voll, daß es sich klemmte. Da er Gewalt brauchte, sprang mit den Papieren ein kleines, verbläutes Bildchen hervor. Wie ein Schmetterling flatterte es heraus auf die Platte ins helle Lampenlicht, gerade vor den Alten. Ein holdes, junges Gesicht lächelte ihm entgegen. Er sah's an, und die Hand, die auf den Papieren lag, zuckte leis.

„Hät' ich das damals in den Fingern gehalten, wir hätten nicht von einander zu gehen brauchen, jeder seinen eigenen öden Weg. — Emmi! — Emmi!“

Er rückte sich einen Stuhl heran. Er stützte den Kopf in die Hand und vergaß zu rechnen. Mit dem Bild kam die alte Zeit herauf.

„Emmi, hät' ich das damals in der Hand gehalten, — den zwanzigsten Theil nur! — so wär' ich zu dieser Stunde nicht einsam. Du sähest mir dort am Tisch gegenüber, oder, wenn Du von mir hättest geben müssen, so hättest Du mir Kinder zurückgelassen, Dein Ebenbild, und die Erben Deiner Liebe, — Kinder!“

Da wurde die Flurklingel gezogen, laut, herrisch. Franz Ehrhardt fuhr auf. „Wer untersteht sich? Sie wissen alle, daß ich nach sieben nicht zu sprechen bin, nicht zu Haus für sie.“

Aber die Klingel tönte wieder und nochmals und abermals. Das müßte ein Fremder sein. Vielleicht brannte das Haus. Bei dem Lichteranzug sehr wahrscheinlich. Ehrhardt verschloß den Schrank, nahm die Lampe und öffnete. Vor der Thür stand Anna Meermann.

Die Unverschämtheit machte den Alten einen Augenblick sprachlos. Dies benutzte das Mädchen, kam herein, nahm ihm die Lampe aus der Hand und trat ins Zimmer.

„Lieber Onkel —“

„Es hat sieben geschlagen,“ sagte Ehrhardt eifrig.

„Ja, Onkel; ich wollte Dich gern allein sprechen!“

Ehrhardt setzte sich. „Da Du mich einmal aufgefordert hast, kannst Du meinerwegen Dein Präsent hergeben. Wird was Rechtes sein! — Aber ein andermal hältst Du Dich an meine Vorschriften. Verstanden?“

„Präsent? — Ach Gott, Onkel, ich hab' ja keins! Im Gegentheil, ich möcht' was von Dir.“

Onkel Ehrhardt's Augen wurden kreisrund. So etwas war ihm noch nicht begegnet. Man brachte ihm nichts, man wollte etwas von ihm. Seine Verwandten unterstanden sich das!

„Sag' 'mal, bist Du nicht klug?“

„Ach, lieber Onkel, sei nicht böse! Mir ist in diesen Wochen so viel durch den Kopf gegangen, daß ich an gar kein Geschenk gedacht hab'. Was liegt Dir auch an dem, was ich geben könnte, an meinen Dedden, Kissen, Teppichen? — Du müßt ja ein Museum von dem Zeug haben.“

Ehrhardt brumnte Unverständliches. Bislang waren Nichten ihm ein Gattungsbegriff gewesen und kein erfreulicher. Diese Nichte schien ein Individuum, hatte eigene Gedanken, und ganz geschickte. Er verzichtete darauf, sie, wie er erst beabsichtigt hatte, beim Arm zu nehmen und vor die Thür zu setzen. Anna konnte fortfahren.

„Du bist meine einzige Zuflucht auf der Welt, drum hab'

ich's gewagt, zu kommen. In Deiner Hand liegt mein Lebensglück, meines, und das noch eines Menschen. Weil's Weihnachten ist, Onkel, sei gut! Schenk' es uns!“

„Ich schenke überhaupt nichts,“ erklärte Ehrhardt. „Aber, — Du kannst Dich auf den Stuhl da setzen.“

Anna that's, die Hände über dem wild klopfenden Herzen gefaltet. Ehrhardt beobachtete sie forschend, boshaft.

„Es ist ja auch eigentlich kein Geschenk, um das ich bitte, nur ein Darlehn. Ich — ich hab' einen jungen Mann lieb, Onkel, und er mich. Er ist Schlächter, hat ausgeleert und möcht' eine eigene Schlächtereier anfangen.“

„Wenn er kein Geld hat, soll er's bleiben lassen!“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, Onkel, selbstständig muß er sich jetzt machen. Und da ist die Meisters-tochter, ein reiches Mädchen, die ihm wohl alles zulieb thäte. Sein eigener Vater dringt in ihn, daß er sie heirathen soll.“ Sie schluchzte. „Fünftausend Mark nur brauchen wir! — Fünftausend Mark! Und wir würden so sparsam sein, lieber Onkel, so fleißig! Sicher! Du bekämst pünktlich Deine Zinsen, und —“

„Wartet, bis ich todt bin, dann habt Ihr Geld!“

Sie sah rasch auf, während die Thränen in ihren Augen frosten. „Auf Deinen Tod warten, um glücklich zu sein, — wie traurig wär' das! Sie sagen alle, Du hast Dir's sauer werden lassen Dein Leben lang. Und wir sollten Dir ein sonniges frohes Alter nicht gönnen?! — Aber es muß Dir selbst ja eine Freude sein, ein paar glückliche Menschen zu sehen, und Dir zu sagen: Die hab' ich glücklich gemacht.“

„Eine Freude, — mir! eine Freude!“ — Er lachte bitter.

„Das hat Dir wohl Deine Mutter gesagt? Wie?“

Anna wurde roth. „Nein. Mutter glaubt nicht, daß Du uns helfen wirst. Sie hat mir's rund abgeschlagen, deswegen mit Dir zu sprechen.“

„Deine Mutter ist eine vernünftige Frau!“

„Aber ich —“

„Deine Mutter kennt mich gut.“

„Aber ich glaub's nicht, daß Du so hart bist! Onkel, Du hast ein langes Leben hinter Dir. Gewiß weißt Du's auch, wie das thut, wenn man lassen soll, was man lieb hat. Und Du bist ja nicht schlecht, nur einsam, nur verbittert durch die Einsamkeit. Es hat mir oft schon leid gethan, zu sehen, wie traurig Du hier haufest. Lieber Onkel, — wir würden Dir so dankbar sein! —“

Ehrhardt war aufgestanden. „Fünftausend Mark sind kein Pappenspiel. Wenn Eure Dassen auf dem Schlachthaus zurückgewiesen werden, Eure Schweine und Kälber freipren, oder die Kunden ausbleiben, — wer giebt mir dann Sicherheit für das Kapital oder die Zinsen?“

„Ja, Onkel, wär' das alles nicht, so könnte Fritz sich ja das Geld einfach beim Bankier holen. So freilich wird's uns nur einer geben, der zu uns gehört, der uns lieb hat.“

„Der Euch lieb hat?“ Ehrhardt kam langsam näher, auf das junge Mädchen zu, legte seine runzelige Hand auf ihren Kopf, bog ihn zurück und sah ihr ins Gesicht. „Der Dich lieb hat?“

Es war ein offenes Gesicht, keine Schlaubeit um die Lippen, keine Berechnung in den Augen. Sie hatte ihm auch nicht einmal etwas geschickt, da sie doch zu bitten kam. Nichts geschickt? Doch, etwas! Etwas Köstliches, das er schmerzlich entbehrete auf seinem Erbonkel-Thron, das Gröfzte, was Mensch dem Menschen schenken kann: Vertrauen. Ihm, dem verbittert Grollenden, hatte sie Vertrauen geschickt. Von dem Stachel-Panzer, den er um sein ganzes Wesen gezogen hatte, unbeirrt, glaubte sie an sein Herz! Von allen, die ihm schmeichelten, diese eine.

Es war eine seltsame Empfindung, die ihm plötzlich die Kehle heraufstieß in die Augen und ihn zwang, sich abzuwenden. Vielleicht, — vielleicht konnte er doch einen Menschen lieb haben. Vielleicht hatte er die tapfere Kleine da vor ihm lieb.

„Weiß Dein Verlobter um Dein Kommen?“ fragte er streng. Sie nickte. „Ich hab's ihm vorhin gesagt. Es war unsere einzige Hoffnung.“

„Warum ist er nicht selbst gekommen?“

„Er steht unten und wartet. Er traute sich nicht, mitzukommen, weißt Du. Zu so was haben die Männer immer keinen Muth. Das ist Frauenarbeit.“

„So, — ja, — Frauenarbeit.“ Er dachte an all die bösen, demüthigenden Wege, die seine Füße gewandert waren, — die das liebe Mädchen auf dem verblühenen Bilde ihm wohl auch barmherzig abgenommen haben würde, wenn nicht die Armuth ihn und sie auf einen einsamen Lebensweg gezwungen hätte. Er richtete sich auf.

„Sag' Deinem Bräutigam, er soll zu mir heraufkommen. Wir wollen's besprechen. Ihr könnt heute bei mir bleiben, — wenn der grämliche Alte Euch nicht den Abend verdirbt.“

„Onkel! — Liebster Onkel!“ Er fühlte die frischen, jungen Lippen auf den seinen. „Ich hab' Dich lieb, Onkel! so lieb!“

Während sie leichtfüßig die Treppe hinunterstürmte, zündete Franz Ehrhardt mit zitternden Händen langsam die Lichter am Christbaum an, nahm das kleine Bild aus dem Schrank und stellte es auf den Tisch.

„Liebe für Liebe! Sie sollen glücklicher werden, als wir zwei geworden sind. Emmi, gelt, so ist's in Deinem Sinn?“

Also feierte Onkel Ehrhardt seit seiner Kindheit zum erstenmal wieder Weihnachten.

Nachdruck verboten.

Ein Kapitel über Geselligkeit.

Flauderei von Theod. v. Rommel.

„In Thränen, Lena? Was giebt's? Hat Dein Mann Dir ein neues Ballkleid verweigert, oder hat die unfehlbare Kinderfrau gelüdnigt, wie?“

Die kleine Frau Leutnant Helmer wandte sich unwillig von ihrer eben eingetretenen Cousine ab. „Wirklich nett von Dir, nach einer halben Ewigkeit Dich wieder blicken zu lassen, um mich zu verspotten!“

„Also wirklicher Kummer? Verzeih! Bei Dir ist man sonst nur Glück und Zufriedenheit (sie hätte beinahe Selbstzufriedenheit gesagt) gewöhnt. — Und kommen konnte ich wirklich nicht eher, vier kleine Kinder machen Arbeit.“

„Abends aber schlafen sie. — Ihr hättet ganz gut zu unserer Gesellschaft kommen können!“

„Du weißt, daß wir nicht ausgehen, Maus, wir müssen uns einschränken.“

„So? Zu Frau Hauptmann Erich geht Ihr aber! —“

„Das ist was ganz anderes, Liebste.“

„Aha, dieselbe Titane! Dort ist's so einfach und gemütlich, bei Euch ist's uns zu heiß, zu „commisfig!““

„Aber Lena!“

„Siehst Du, Du bist ganz verlegen; lügen kannst Du nicht. Warum auch, — Vetter Max hat mir vorhin deutlich dasselbe gesagt, wie Du, mit Deiner verlegenen Miene.“ Und sie begann von neuem zu weinen.

„Liebste Lena, sei vernünftig! Max ist der ungehobelteste Mensch der Welt, der überhaupt keinen Familien-Verkehr liebt.“

„Wirklich? Bei Erichs ist er Stammgast. Als ich ihn heute fragte, warum er uns nie bei feierlichen Gelegenheiten besuchte, sagte er: „In Commis-Fütterungen gehe ich nicht.“ Sogar mein Mann wurde ganz böse und meinte, bei Erichs sei er doch immer. Seine Antwort lautete genau wie Deine: Ja, das ist was ganz anderes; bei denen ist's immer gemütlich, bei Euch bloß, wenn Ihr allein seid.“

„Aber erlaube, das habe ich doch nicht gesagt!“

„Gedacht doch! Das ist ganz gleich. Otto machte mir die größten Vorwürfe, daß niemand uns gern besucht.“

„Wie könnt Ihr Euch die Worte meines brutalen Bruders so zu Herzen nehmen!“

„Weil ich fühle, daß er nicht unrecht hat. Otto empfindet es auch und ist nach jeder Gesellschaft verstimmt. Und ich weiß wirklich nicht, woran es liegt. Das Essen ist stets vorzüglich, und gute Weine haben wir auch. Bei Erichs giebt's nie mehr als zwei Gänge und nur zwei Sorten Wein. Aber alle Welt ist verrückt mit denen, das sagt keiner ab, — und die jungen Leutnants liegen den ganzen Tag dort. Wer weiß, was sie ihnen zu bieten hat!“

„Nun, Lena, wie häßlich!“

„Ach Gott, ich meine es auch nicht so, aber kokett ist sie sicher. Sie will allen gefallen, auch den Damen.“

„Sollte das ein Fehler sein? Jungen Frauen steht eine anmuthige Koketterie recht gut, allerdings gehört ein ungemein feines Taktgefühl dazu, das nicht jede besitzt.“

„Danke! Ich auch nicht. Ich kann auch nicht solch „anmuthige“ Menüs und Tafel-Arrangements machen.“

„Ja, darin ist sie groß. Wenn sie bloß eine einzige Fleischspeise giebt, so liegt ein gewisser Obie in der Zusammenstellung des ganzen, in der Anordnung, — man kommt gar nicht zum Bewußtsein, daß eigentlich alles so einfach ist, weil auch das geringste so fein ausgedacht wurde.“

„Und die reizenden Tischkarten, die sie malt oder zeichnet, — immer passend, scherzhaft oder sinnig. Aber das kann ich doch einmal nicht, ich bin nicht so talentvoll. Wir hatten neulich die feinsten und theuersten, und niemand achtete darauf. Und die Fischfrau vertraute mir neulich, die Frau Hauptmann nähme nie von der feinsten Sorte Salm, und auch den nur, wenn sonst gar kein vernünftiger, billigerer Fisch aufzutreiben sei. — Als ich leßthin auch mal ein einfacheres Essen geben wollte, sagte Otto: „Das können wir nicht!“ darin lag eine ganze Welt von Vorwurf.“

„Da hat er sehr unrecht, Liebste. Denn was bei Erichs so ungemein wohlthuend berührt, ist das harmonische Zusammenwirken von Mann und Frau. Sie waltet draußen, bevor die Gäste kommen. Fehlt später zufällig etwas, sorgt er dafür; passiert ein kleines Versehen, wird es mit einem Scherz verbessert, — keine Verlegenheitspause, kein ängstliches Vertuschen verschlimmert die Sache. Es ist eben alles gemütlich: Ihr sollt Euch hier wie zu Hause fühlen! wir geben gern und so gut wir können!“

„Du wirst ja riesig berechtigt! Lehre mich doch das Geheimniß, meine kluge Marie!“

„Maus, das kann ich nicht. Wenn Du verspricht, nicht böse zu werden, will ich Dir aber einiges sagen, was trotz all des Theuerstien und Feinsten Deine Tafelrunde manchmal recht heiß und unbequem macht.“

„Also doch! — Nein, ich will brav zuhören und nicht böse werden.“

„Erstens: Du gehst zu sehr nach der Schablone. Wenn die Majorin Schühler, die Millionärin ist, oder gar die Frau Leutnant von Hagen fünf und sechs Gänge geben, glaubst Du, unmöglich einen weniger aufzuzählen zu dürfen. Serviren sie dort Caviar und Eis, mußt Du daselbe haben, gar nicht von dem ewigen Salm und Rehbraten zu reden. Was nützt der Sect, wenn keiner sich traut, was zu trinken, weil er doch nicht lustig werden darf!“

„Warum nicht —?“

„Ja, siehst Du, Maus, Du bist sonst so lieb und nett, aber so wie einige Vorgesetzte da sind, steckst Du eine Gesellschaftsmiene auf und glaubst, gar nicht höflich und referirt genug sein zu können. Wie kann eine Gemüthlichkeit auskommen, wenn die Hausfrau wie ein Stock sitzt und nur Augen und Ohr für die „Spigen“ hat?“

„Aber erlaube! —“

„Nein, verzeih, das ist nicht nöthig! Die Majors, wie die Obersten, sind auch Menschen, bloß im Dienst Vorgesetzte, in Gesellschaft wohl „Meltter“, sonst aber meistens sehr nette, lebenswürdige Leute und wollen, — besonders von den jungen Frauen, — nicht als bewundernswürdige, Ehrfurcht gebietende Greise behandelt sein. Gemüthlich werden die in Hochachtung Ersterbenben für kleinbädisch und langweilig, jedenfalls für dumm gehalten.“

„Nein, wirklich —“

„Ausreden lassen! Wir wissen alle, daß Du sehr klug und geschickt bist, daß Du das Lehrerinnen-Examen spielend bestanden und Dich mit ernstem Studium befaßt hast. Damit komme ich gerade zum zweiten und größten Deiner Fehler. Nämlich: geistreiche Abhandlungen stören entschieden die Verdauung. Dein Tischnachbar, und wenn er der älteste General ist, mag gar nichts von militairischen und politischen Dingen wissen. Bei

Tafel ist er bloß Mensch, und es erfüllt ihn mit Muth, wenn Du ihm beim Salm vom Generalstabswort und beim Reh von Bronsart von Schellendorfs Haltung im Reichstag vorbrichst. Beim Essen soll nicht geschimpelt werden. Ehe das Signal zur Suppe gegeben wurde, geht es noch hin, auch später, eine Stunde nach dem Kaffee. — Sobald die Hausfrau aber merkt, daß zwei Gäste bei Tisch sich in irgend einem Fach abfordern, so muß sie sofort das Gespräch unmerklich dahin leiten, daß es allgemein wird, oder, da dies bei einem großen Kreise nicht immer möglich, sich doch auf verschiedene Gruppen vertheilt. Ritzimpeln darf sie aber nicht. Die Hauptsache, liebe Lena, ist für die Wirthin, sich selbst ganz zu vergeßen, überall, wo Gesprächs-Störungen drohen, mitzuplaudern, selbst wenn das Thema sie nicht interessiert.“

„Das kann ich nicht. Ueber „nichts“ kann ich nicht hundert Worte drehen, — und, — Otto ist so stolz auf mein Wissen!“

„Soll er auch! Aber in Gesellschaft liebt man die gelehrten Frauen nicht, sonst wären die gebrühten Lehrerinnen ein gesuchter Artikel auf dem Heirathsmarkt. — Es giebt immer Gelegenheit, durch Zwischenfragen und richtige Bemerkungen zu zeigen, daß man gut unterrichtet ist. Glaubst Du, daß Frau Erich sehr viel weniger weiß als Du?“

„Gewiß nicht, sie ist sogar überall bewandert, das weiß ich! Ach, die ist überhaupt vollkommen, so werde ich nie!“

„Nur langsam, Maus! Die liebe Frau wird auch ihre Fehler haben. Sie macht aber aus ihren Vorzügen, was sie kann. Sie ist tüchtig und arbeitet.“

„Oho, arbeitet! Sieh nur ihre weißen Hände an!“

„Die pflegt sie sehr, und mit Recht, denn sie sind das Schönste an ihr, und ihr Mann ist eitel darauf als sie selbst.“

„Das war Otto auch als Bräutigam. Aber wenn man einen Haushalt und zwei Kinder hat, — sieh bloß, wie rauh und roth meine Finger sind!“

„Ein bißchen Olveerin oder Vaseline hilft sehr bald. Frau Erich hat mir vertraut, daß sie nach jedesmaligem Waschen die Hände vor dem Abtrocknen einsetzt. Sie muß tüchtig angreifen, denn sie kann sich kein Kindermäddchen halten, wie Du, und, wie Du weißt, leben sie bloß von dem Gehalt, und ihr Vater wohnt auch bei ihnen. Vermögen ist nicht vorhanden, sie haben mit dem Heirathen warten müssen, bis Erich Hauptmann wurde.“

„Ich weiß. Es wundert mich bloß, wie sie auskommen. Dabei immer offenes Haus für all die jungen Leutnants.“

„Die kosten nicht viel. Ein Glas Bier, oder leichten Kofelwein und abends ein Butterbrod.“ Aber sie gehen alle gern hin. Und sie unterhält so ihre gesellschaftlichen Talente und „verhausaltet“ sich nicht so; sie behauptet, sich und ihren Mann

freich und jung zu erhalten im Verkehr mit den jugendlichen Elementen. Und daß sie eben alle ziemlich gleich behandelt in lebenswürdiger Gleichstellung, das ist wohl das Geheimniß ihrer Beliebtheit. Vorgesetzte und junge Däbse, — alle empfangt sie, — zu jeder Zeit, — einfach im Wohnzimmer, das zwar nie unordentlich, aber auch nie wie geleckt aussieht. Es trägt alles den Stempel des Gebrauchs. Eine „gute Stube“ giebt's nicht. Und alle fühlen sich da zu Hause, wissen, wo die Cigarren, die Streichhölzer sind, die jüngsten sogar den Platz des Kellerschlüssels. Die Alten verjüngen sich in der allgemeinen harmlosen Heiterkeit, die Jungen lernen sich benehmen und danken ihr vieles.“

„Nun höre aber auf, mir schwindelt bei solcher Vollkommenheit, und ich bin sicher, es nie so weit zu bringen. Ich bin zum Lernen zu alt!“

„Das ist man nie, Liebste. Ich bin zehn Jahre verheiratet und schäme mich nicht, einzugesehen, daß ich sehr vieles von dieser jungen Frau gelernt habe. Anmuth ist eine Gabe, die sich nicht erlernen läßt. Aber eins sollten alle Frauen können: ihre eigene Individualität walten lassen, selbst denken und wollen, nicht mit der Herde laufen. Jede hat ihre Vorzüge, und diese soll sie in ihrem Kreise entwickeln und sich nicht selbst verlieren in blöder Nachäffererei. Leider will heut zu Tage jeder mehr und reicher scheinen als er ist, und die Frauen gehen dabei den Ton an. Wie oft habe ich selbst schon in einem Laden etwas Theures, oder gar Unnütziges gekauft, weil zufällig ein Bekannter amwesend war, vor dem ich mich meines billigen Bedürfnisses schäme, oder weil der elegante Verkäufer den geringen Gegenstand mit verächtlicher Miene zeigte.“

„Ja, ja, — aber das ist doch eine begreifliche Schwäche!“

„Schwäche, ja; begreiflich nein! Oder fühlst Du Dich weniger werthvoll, wenn Du bloß ein nöthiges Wollkleid kaufst statt eines unnützhigen Seidenen? Nein, wir sollten eben nicht jeder Schwäche nachgeben! Wir sollten einmal klar über uns nachdenken: was bin ich? was kann ich? was will ich? Unter ich' verstehe ich natürlich Mann und Frau. Und nach dem Ergebnis dieser Prüfung richten wir dann unsern Haushalt, unsere Geselligkeit, unser ganzes Leben ein, nicht aber nach der Schablone: „Die machen es auch so.“ Es giebt nicht mal zwei Menschen, die einander völlig gleichen, wie viel weniger zwei ganz gleiche Familien. Wie also können sich hundert so verschiedene Körper genau dieselbe Lebensweise angewöhnen? Kein Wunder, daß sie vielen schlecht bekommen! — Erst, wenn alle Frauen diese Forderung begreifen und danach handeln, werden wir von einer anregenden, bildenden, doch gemüthlichen Geselligkeit reden können.“

„Ich will versuchen, was ich kann,“ seufzte Frau Lena, „aber ich fürchte, gar keine Individualität zu haben!“

Unsere Kinder.

Redactions-Post.



Lieber Onkel!

Ich habe ein Schwesterchen mit kohlschwarzen Haaren. Ich bin drei Jahr und heiße Philipp. Hier ist's sehr schön in Mlenburg bei Großmutter. Ich habe einen Hund, der ist weiß und heißt Paddy. Ich bin sehr brav, aber manchmal nicht; ich gebe Dir mein Bild; Mama schenkt mir bald einen neuen weißen Anzug. Ich schicke Dir einen Kuß.

Dein Philipp.

Philipp hat den Brief dictirt.

Frau v. S. in Uffit. — Das Eisen spielt heutzutage eine große Rolle bei allen möglichen Bauten, und es dürfen sich nicht wundern, daß es auch schon einen Kirchen giebt. Die erste ganz aus Eisen hergestellte Kirche befindet sich nicht etwa in Amerika, sondern gehört der bulgarischen Colonie in Konstantinopel, sie wurde in dem Eisenwerke Moogwer in Wien nach den Plänen des armenischen Architekten J. S. Agnagour angeführt. Die Kirche hat eine Grundfläche von 550 Quadratmetern und ein Gewicht von 8000 Centnern. Sie ist im byzantinischen Stil angeführt, und die glatten Flächen bestehen aus Schmiede-Eisen, die Ornamente aus Guß. Sie hat einen stattlichen, von sechs kleinen Thürmchen umgebenen Hauptthurm und macht auch architektonisch einen überaus gefälligen Eindruck. Im Innern können bequem fünfzehnhundert Personen Platz finden.

Marie B. in S. — Wann man dem Eise trauen darf, ist eine schwer zu beantwortende Frage. In Dänke des Eises ist für seine Tragkraft durchaus nicht maßgebend, junges Eis von wenigen Centimetern Dike vermag einen Menschen zu tragen, während man auf ältem Eis von größerer Dike unfehlbar einbrechen wird. Ist Eis in heimtückisch; in Flüssen und Seen giebt es Stellen, an welchen die Eisbede trotz des härtesten Frostes nur schwach wird. Vor einigen Jahren haben wir in einem militairischen Jahrbuch, daß eine vier Centimeter dide Eisbede einen Mann zu tragen vermag, daß auf neun Centimeter hartem Eise ein gestreut gehaltenes Bataillon der Husaren passen kann, daß sechzehn Centimeter dikes Eis ein Kanone tragen kann, und daß man neunundzwanzig Centimeter hartem Eise die größten Lasten zumuthen kann. Das trifft aber nur bei ganz jungem Eise zu, und das Eis alt, dann ist seine Stärke für die Tragkraft nicht maßgebend.

Witzbegierige in Paderborn. — Sie können die Himmelrichtung sehr leicht feststellen, auch wenn Sie keinen Kompaß zur Hand haben; Bedingung ist allerdings, daß die Sonne scheint und Sie eine richtig gehende Taschenuhr haben. Weiset, es ist vier Uhr nachmittags. Sie stecken einen Stab, sagen wir eine Stricknadel, senkrecht in die Erde und lassen den Schatten durch die II und den Mittelpunkt des Ziffernblattes gehen, dann ist Süden dort, wo die XII, Norden dort, wo die VI liegt. Die Erde verhält sich so: Während der Sonnenshatten am Nachmittag ein Viertel des Umkreises durchläuft, legt der kleine Zeiger der Uhr den doppelten Weg zurück. Mittags um zwölf Uhr fällt die Sonne im Süden. Um drei Uhr hat der kleine Zeiger der Uhr einen Viertelumkreis zurückgelegt, die Sonne eben erst die Hälfte davon, folglich muß der Schatten der Stricknadel genau in der Mitte zwischen den Ziffern I und II und dem Mittelpunkt des Ziffernblattes hindurchgehen, denn das ist der Weg, den die Sonne in der Zeit von zwölf bis drei Uhr durchlaufen hat. — Haben Sie einen Kompaß und keine Uhr, dann werden Sie nach den Vorstehenden wissen, wie Sie es anstellen müssen, um die Tageszeit zu ermitteln.

E. M. in Remel. — Wann die chinesische Mauer erbaut worden ist, steht nicht fest, man nimmt an, daß es in den Jahren 240 bis 207 vor Christi Geburt geschehen ist. Nach neueren Forschungen sollen einzelne Theile erst tausend Jahre nach Christi erbaut worden sein. Die Länge der Mauer würde einer Befestigungslinie entsprechen, die von Remel bis Ostindien reicht.